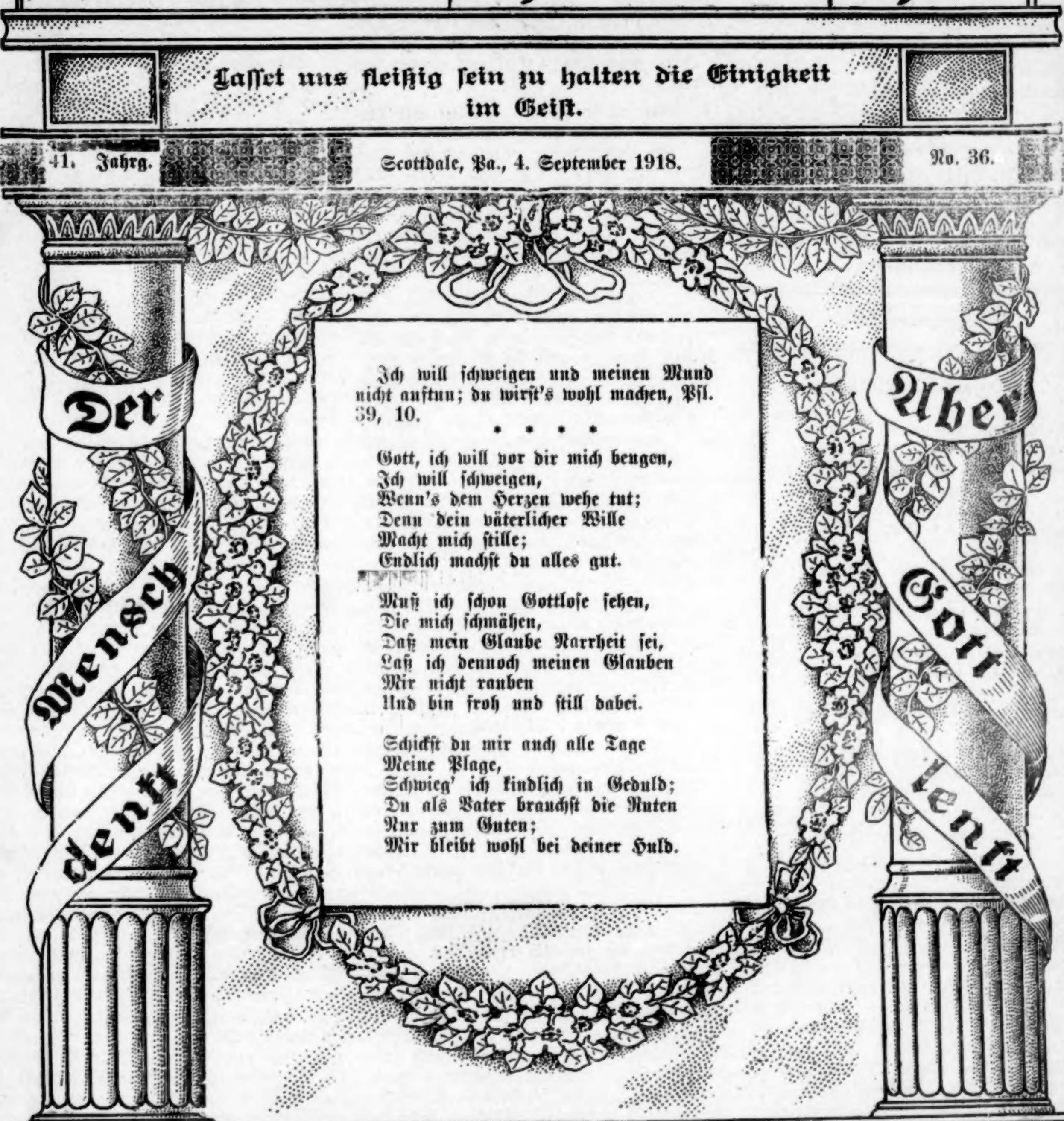Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

41. Jahrg. Scottdale, Pa., 4. September 1918. No. 36.



Ich will schweigen und meinen Mund nicht auftun; du wirst's wohl machen, Psl. 39, 10.

* * * *

Gott, ich will vor dir mich beugen,
Ich will schweigen,
Wenn's dem Herzen wehe tut;
Denn dein väterlicher Wille
Macht mich stille;
Endlich machst du alles gut.

Muß ich schon Gottlose sehen,
Die mich schmähen,
Daß mein Glaube Narrheit sei,
Laß ich dennoch meinen Glauben
Mir nicht rauben
Und bin froh und still dabei.

Schickst du mir auch alle Tage
Meine Plage,
Schwieg' ich kindlich in Geduld;
Du als Vater brauchst die Ruten
Nur zum Guten;
Mir bleibt wohl bei deiner Huld.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE
Rundschau

Published by the
Mennonite Publication Board
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:

C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

4. September 1918.

Sehet auf die Belohnung.

Seelen, seht auf die Belohnung,
Die ein Ueberwinder hat!
Läßt die Welt euch keine Wohnung,
Bleibt sie euch in Gottes Stadt.
Habt ihr Drangsal, seid zufrieden,
Ruh ist euch bei Gott beschieden.

In der Armut dieses Lebens
Nennt euch euer Herr doch reich;
Lästern sie, sie tun's vergebens,
Der Wahrhafte kennet euch.
Der euch in sein Reich versetzte,
Ist der Erste und der Letzte.

Wenn man euch mit Schmach und Banden
Schon auf wenig Tage droht,
Fürchtet nur nichts, was vorhanden,
Seid getreu bis in den Tod!
Denn der König auf dem Trone
Widmet euch die Lebenskrone.

Ph. Fr. Hiller.

Das Kind Gottes und seine Feinde.

5. Mose 7, 1—6. Von H. Petri.

Die Heilige Schrift gibt uns nicht nur Licht über Gott und uns, sondern auch über den Feind der Menschheit mit allen seinen Ränken und Tücken. Wir brauchen allerdings dieses Licht sehr notwendig; denn nur das kann bekämpft und überwunden werden, das uns als Feindliches bekannt ist. Darum müssen wir in die Bibel schauen, die uns nicht nur Waffenmagazin ist, sondern auch Orientierungsbuch über den Feind. Dort lernen wir ihn kennen als den Gewaltigen, der den Menschen aus der Gemeinschaft mit Gott riß, als den Listigen, der alle überlistet, als den Schrecklichen, der alles verheert. Aber wir lernen auch das Geheimnis des Kampfes und der Ueberwindung. Ehe Gott Israel auf den Boden des Landes Kanaan brachte, gab er ihm eine Unterweisung des Kampfes mit den Feinden; denn die hielten das Land in Besitz. Diese gottgegebene Unterweisung sollte Israel vor aller Selbsttäuschung bewahren, sollte aber auch den Weg zeigen, wie das Volk Gottes mit seinen Feinden fertig werden konnte. Das, was Gott einst Israel zu sagen hatte, das sagt er auch uns. Lassen wir es uns sagen, und wir werden geschickter zum Kämpfen und zum Siegen.

1. Gott macht Israel bekannt mit der Macht seiner Feinde.

Zwei Dinge werden hier genannt. Und es ist gut, wenn wir sie uns merken. Der Feind ist größer als Israel und mächtiger. Das war eine nackte Wahrheit. Die Völker, die Israel entgegenstanden im Lande der Verheißung, waren, was die Zahl und die Kriegsbereitschaft betraf, Israel weit überlegen. Die Botschaft, die die Kundschafter brachten, war keineswegs eine stark übertriebene Schilderung. Stolz ragten die Bollwerke jener Völker empor — mächtig in ihrem Trotz —stark in ihrem Mut. Es nützte Israel nichts, sich über diese Tatsache wegzusetzen. Gott richtet gerade ihr Auge auf dieselbe. Israel soll wissen, wie es um seine Feinde steht, damit es wisse, wie es um sich selbst stehe. Denn die Macht der Feinde offenbart ihre Ohnmacht. Nichts hätte Israel mehr zur Demut führen können als gerade diese Tatsache. Ja, zeige nur Israel deine streitbaren Männer und vergleiche dich dann mit den kriegsgeübten Völkern Kanaans, und du mußt es laut bekennen: „Wie könnte ich hinüberziehen über den Jordan, wenn nicht Gott vorangeht?" Gerade dieses tiefe Empfinden der Ohnmacht wollte Gott in Israel wecken. Sie sollten es wissen, daß ihre eigene Kraft nicht ausreicht, den Kampf aufzunehmen.

Auch wir im Neuen Bund haben unsere Feinde. Stark und gewaltig steht uns der Erzfeind entgegen. Im allgemeinen sind wir nicht genügend von der Tatsache durchdrungen, daß er ein gewaltiger Feind ist.

Es muß uns bekannt sein, daß er der „Gott dieser Welt" ist, die „Macht der Bosheit". (2. Kor. 4, 4; Eph. 2, 2. 6.) Diese geistlichen Mächte der Bosheit sind uns weit überlegen. Der Mensch, sich selbst überlassen, ist ein Spielball dieser Mächte. Man kann hier und da hören, daß Gotteskinder sehr geringschätzend vom Teufel reden. Das ist keineswegs recht. Der Teufel ist eine schauerliche Majestät, den sogar der Erzengel Michael nicht zu lästern wagte (Judä 9). Wir haben allen Grund, ihn als sehr stark einzuschätzen. Für das Gotteskind ist es gut, daß es sich immer diese Tatsache klar macht. Darum laß es dir sagen: Der Feind ist größer als du und mächtiger als du. Deine Kraft reicht nicht aus zu einem Kampf gegen diesen Feind. Laß dir deine ganze Ohnmacht zeigen, damit du lernst: Ich nicht, aber der Herr!

2. Gott macht Israel bekannt mit dem Siegesgeheimnis.

Manchem könnte der Gedanke kommen und ist auch vielleicht in manchem Herzen aufgestiegen, wenn der Feind so mächtig ist, dann ist der Kampf von vornherein aussichtslos. Ist der Feind stärker als wir, warum dann noch kämpfen? Warum noch einen Schritt tun, wir sind ihm ja doch ausgeliefert.

Aber der Herr gab Israel nicht nur einen Blick in die Macht des Feindes, er gab Israel auch das Siegesgeheimnis.

Dieses wunderbare Geheimnis ist ausgedrückt in dem Wort: „Ich habe sie dahingegeben." Ehe Israel nur an den Kampf dachte, hatte Gott gekämpft. Ehe Israel siegen konnte, hatte Gott gesiegt. Er war ausgezogen als gewaltiger Held und war fertig geworden mit Israels Feinden. Seid nur stark, ihr Feinde, Israels Gott ist stärker. Und wenn eure Macht bis an den Himmel reichte, er ist in dem Himmel, seine Kriegswagen fahren schneller, seine Pfeile treffen sicher. Alle Feinde Israels trügen das Zeichen der Niederlage. Ja, Gott hat sie dahingegeben.

Jetzt, Israel, ziehe, Gott hat den Weg gebahnt; jetzt kämpfe, Gott hat den Kampf gekämpft.' Dies war der Boden, auf den Israel treten durfte. Jede Feindesmacht konnte sie ansehen als eine Offenbarungsstätte der Siegesmacht Gottes.

Und wir? Jesus kam. Das erste was er tat, war die Ueberwindung des Feindes. In der Wüste trat er ihm entgegen. Heiß war der Kampf, aber Jesus siegte. Auf der ganzen Lebenslinie folgte nun ein Sieg nach dem andern. Und am Kreuz, wo der Höhepunkt seines Kampfes war, blieb Jesus erst recht Sieger. Ob der Schmerz den Leib marterte, ob Menschen höhnten und spotteten, ob der Teufel wütete. Jesus blieb Jesus, das Lamm ohne Fehl. Der Teufel mit seiner ganzen Macht ist überwunden. Der Kopf, die Konzentration der Feindesmacht, liegt zertreten unter Jesu Füßen. Halleluja! Wir dürfen wissen, daß Jesus mit unsern Feinden fertig geworden ist. Dieses Wissen ist die Grundlage aller erfolgreichen Kämpfe.

Ja, aber — könntest du sagen, wenn Jesus gekämpft, warum muß ich dann noch kämpfen? Höre! Der Feind ist wohl besiegt und überwunden, aber nicht vernichtet. Obwohl ihm Jesus den Kopf zertreten hat, ist er doch nicht getötet. Er trägt das Zeichen der Niederlage an sich, aber er ist noch nicht endgültig unschädlich gemacht. Und nur der Glaube an Jesu Sieg ist unser Sieg (1. Joh. 5. und ff.). Nur wer glauben kann, daß Jesus überwunden hat, kann überwinden.

Wie dort Israel dem Feind entgegentreten konnte mit dem Bewußtsein: er ist besiegt, so auch wir. Keine Macht des Feindes kann da widerstehen. Israel muß aber dem besiegten Feind be-

gegnen und ihn besiegen. Darum finden wir

3. Die Aufforderung Gottes, den Feind zu schlagen.

Als Israel den Jordan überschritt, da stand das stolze Jericho im Wege. Dieses Bollwerk mußte fallen. Hinter Jericho lag das kleine Ai. Auch das muß besiegt werden. Sowohl die Stärke der vereinten Kananiter als auch die List der Gibeoniter sollte überwunden werden.

Die Art und Weise des Kampfes sagt uns sehr viel. In diesem Kampfe entschied nicht die Macht der Waffe, sondern der Glaube. Jericho fällt durch den Glauben. Ai widersteht, weil Israel an sich glaubt und nicht an Gott. Diese Lektion sollte Israel lernen. Aber das Volk war nicht fähig, Glaubenstaten und Glaubensschritte zu tun. Es konnte alles, aber es konnte nicht glauben. Daher kam es, daß die von Gott dahingegebenen Feinde unbesiegt blieben. Der herrliche Anfang an Jericho fand keinen herrlichen Fortgang. Nach Jericho muß Gott die Kampfesweise ändern, weil Israel das Geheimnis des Glaubens nicht verstanden hat. Hätte Israel es verstanden, dann wäre der Einzug des Volkes ein Durchzug, ein Triumphzug geworden, wie nie die Weltgeschichte einen verzeichnet hat. Aber Israel versagte. Es schlug zum Teil nicht, sondern es wurde geschlagen. Die von Gott dahingegebenen Feinde sind stark genug, Israel unter ihre Gewalt zu bringen. Das sind ernste Wahrheiten.

Und wir?! Auch an uns geht die Aufforderung, den Feind zu schlagen. Da steht das stolze „Ich" mit allen seinen Forderungen. Wann wird dieses Jericho bei uns fallen? Nur dann, wenn wir wissen, daß Jesus dasselbe besiegt hat. Dieses Jericho fällt auch nur durch den Glauben. Setzen wir unsern Fuß des Glaubens auf dasselbe—und die Bollwerke fallen. Paulus ruft es triumphierend aus: „Nicht mehr lebe „Ich", sondern Christus lebt in mir; was „ich" lebe, das lebe ich durch den Glauben. (Gal. 2, 20.) Das ruhige Glaubensbewußtsein des Sieges Jesu ist die einzige Waffe, die diesen Feind besiegt.

Hinter diesem stolzen Jericho liegen so manche kleine „Ai's" Wir dachten, mit diesen werden wir fertig, aber anstatt zu siegen, werden wir besiegt. Die vielen kleinen Dinge des Lebens haben uns niedergezwungen. Darum müssen wir lernen, daß auch kleine Dinge nur durch den Glauben, der uns mit dem Sieger von Golgatha verbindet, besiegt werden können. Schlage sie! Das sei auch da der Befehl.

Wie manchmal aber sind wir der List oder der starken Macht des Feindes erlegen! Der Teufel ist listig und stark. Es gibt böse Tage, kritische Tage. Wehe uns, wenn wir dann nicht geborgen sind hinter dem Schild des Glaubens. Nur der allezeit Glaubende löscht alle feurigen Pfeile des Bösewichts aus, schlägt alle Angriffe zurück. Der brüllende Löwe und die zischende Schlange werden durch den Glauben überwunden, denn sie sind dahingegeben. 1. Pet. 5, 8—9.

An unserer Statt.

In der jüdischen Bevölkerung Prags wird noch heute folgende Geschichte erzählt, die sich in Wahrheit so zugetragen haben soll.

König Wenzel 2. besuchte im Jahre 1286 mit seiner jungen Gemahlin die Stadt Prag, von lautem Jubel der Bevölkerung begrüßt. Auch dem Judenviertel stattete das Königspaar einen Besuch ab. Dabei geschah es, daß von einem alten Hause ein großer Ziegelstein dicht vor dem Könige niederfiel, glücklicherweise ohne ihn zu verletzen. Aber voll Zorn über diesen Anschlag auf sein Leben, wofür er und die ganze christliche Bevölkerung der Stadt dieses unglückliche Geschehnis ansah, verließ er das Judenviertel und gab strengen Befehl, binnen acht Tagen den Missetäter, der den Ziegel nach seinem Haupte geschleudert habe, auszuliefern, widrigenfalls die ganze Judenstadt einer allgemeinen Plünderung und Verheerung preisgegeben würde.

Umsonst waren alle Nachforschungen nach dem Missetäter, und daß der Ziegelstein von selbst von dem baufälligen Hause gefallen sei, wollte außer den unglücklichen Juden niemand glauben. Umsonst waren auch alle Gegenvorstellungen des Oberrabiners beim Staatsrat von Rosenberg, das schreckliche Urteil zurückzunehmen. Auf ihren Totenhöfen und auf dem Fußboden der Synagoge lagen die entsetzten Juden Tag und Nacht und schrieen zu Gott; aber der Tag kam näher, und kein Weg der Rettung wollte sich zeigen.

Da wohnte in einem ärmlichen Hause der oberen Judenstadt ein armer Schneider mit Namen Reb Schime Schefels. Weil er ein einsames, stilles Leben führte, nannte man ihn „das stille Jüdel." Tag und Nacht sann dieser Mann darüber nach, wie er seine Brüder und seine Vaterstadt von dem drohenden Verderben retten könnte. Schon war der achte Tag angebrochen, da war sein Entschluß zur Tat gereift. Er küßte Weib und Kinder und eilte aufs Schloß und bezeichnete sich als den Verbrecher, der den Ziegelstein herabgeworfen habe. Auf diese Aussage hin wurde er sofort in Gewahrsam genommen, und die für den andern Tag schon angesetzte Plünderung des Judenviertels unterblieb.

Als die Kunde davon von Haus zu Haus getragen wurde, drängte die ganze Gemeinde sich in die Synagoge voll Lob und Dank, daß der Herr sich über sie erbarmt hatte. Daß das „stille Jüdel" solch ein großmütiges und heldenhaftes Herz besaß, das hatte niemand gedacht und konnte auch niemand begreifen. Alle aber lobten seinen Namen und dankten ihm für seine aufopfernde Tat.

Am nächsten Tage wurde Reb Schime Schefeles vor das Haus geführt, von dem der Ziegelstein herabgefallen war, um dort den Tod zu erleiden. Beim Anblick des Mannes mit dem Heldenherzen, der sich freiwillig für seine Brüder opferte, blieb kein Auge trocken. Am liebsten hätten sie ihn alle der Reihe nach um armt und geküßt. Noch einmal durfte er sich von Weib und Kindern verabschieden; dann stürzte er sich in die aufgepflanzten Speere der Landsknechte. Viele Jahre trauerten die Juden in Prag um den Märtyrer, und noch heute ist die edle Tat des „stillen Jüdel" unvergessen und wird es immer bleiben.

Noch so manches andere Beispiel solch heldenmütiger Aufopferung eines Menschen für seine Mitmenschen meldet uns die Geschichte aller Zeiten. Keines aber reicht heran und ist zu vergleichen mit jener herrlichen Tat der Aufopferung dessen, der einst am Kreuze sein sündloses Leben freiwillig in den Tod gab, um nicht nur etlichen Menschen oder einer Stadt oder einem Volke, sondern der ganzen sündigen Welt Heil und Rettung von dem ewigen Verderben zu bringen. Er starb freilich nicht wie sein Volksgenosse in Prag unter der teilnehmenden Liebe seiner Brüder, für die er sich opferte, sondern unter ihren Flüchen und Verwünschungen als ein Ausgestoßener, als der Allerverachtetste und Unwerteste, als ein von Gott Verlassener, dazu beladen mit einer ungeheuren, unausdenkbaren Sündenlast; denn „Der Herr warf unser aller Sünde auf ihn." Ja, „Führwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplaget und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe lieget auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt." (Jes. 53, 4. 5.)

Wie du deine Sorgen los wirst.

Unser Herrgott hat uns fast gegen alle Krankheiten heilende oder wenigstens lindernde, schmerzstillende Mittel geschenkt, sollte uns der allgütige Vater keine Arznei gegen die Allerweltskrankheit, die Sorge, gegeben haben? Sollte er uns geschaffen haben, damit wir unser Sorgenbündel tagaus, tagein bis zum Grab auf unsern müden Schultern schleppen?

Gewiß doch, es gibt auch eine Arznei gegen die Sorgen, gegen die eingebildeten und gegen die wirklichen Sorgen. Die eingebildeten Sorgen finden sich bei hoch und niedrig. Es sind Sorgen, die wir aus langer Weile oder aus übertriebener Angst selber schaffen, als ob noch nicht der wirklichen Sorgen genug in der Welt wären. Aber es ist, als ob der Mensch ein bestimmtes Teil Sorgen zum Leben haben müßte.

Wir wollen hier uns nur mit den berechtigten Sorgen beschäftigen und fragen: Welches ist die Arznei dagegen? Nun, gewiß nicht das zwecklose Klagen

und Jammern, nicht der stumme Trotz, nicht der Leichtsinn, der mit lächelndem Munde alles von sich abschüttelt, nicht die Schnapsflasche und der Bierkrug, die uns auf Stunden vergessen lassen, um am andern Morgen um so furchtbarer wieder daran zu erinnern.

Willst du deine Sorge los werden, so sammle sie jeden Morgen alle zusammen und lege sie im aufrichtigen Gebet vor deinem Gott nieder, lege es vor dem Tron seiner Allmacht und Barmherzigkeit nieder und laß es dort! Jeden Morgen mußt du das tun, ehe du dein Tagewerk beginnst. Die Sorgen eines jeden Tages kannst du noch alle fassen und hintragen. Und du gehst dann mit leichterem Herzen an deine Arbeit; denn du hast ja deine Sorgen bei deinem Gott und Vater gelassen. Dieses tägliche Morgengebet vergiß ja nicht, aber auch nicht das pflichttreue und zuversichtliche Arbeiten nach dem alten, schönen Sprichwort: „Bete und arbeite!" Mit dem Arbeiten allein wirst du deine Sorgen nicht los, mit dem bloßen Beten aber auch nicht. Tu das Deine, und Gott wird das Seine tun.

Presb.

Letzte Lebenstage und Tod unserer Mutter.

Am Mittwoch, den 31. Juli dieses 1918. Jahres, Uhr halb sechs morgens, starb in dem hohen Alter von 91 Jahren, sieben Monaten und 26 Tagen im Hause ihrer jüngsten Tochter Isaak Wallen in Neuanlage, nahe Hague, Sask., unsere liebe Mutter, die Witwe Wilhelm Rempel und frühere Frau Peter Abrams, eine Sarah, geborne Penner.

Das Wort Jesu in Matth. 24, 13 war und blieb ihr Wahlspruch bis ans Ende; es lautet: „Wer aber beharret bis ans Ende, der wird selig." Groß war ihr Sehnen nach dem schönen Himmel und wie oft wiederholte sie den Seufzer: „Lieber Jesus, hole mich bald heim!"

Uns, den Unterzeichneten, ihren ältesten Kindern, war es vergönnt, vom 13. Juli d. J. an bis zum letzten Atemzuge bei der geliebten Mutter zu verweilen, ihr Ende anzuschauen und ihr die müden Augen zuzudrücken. Dank sei dem Herrn!

Die letzten anderthalb Jahre ihres Lebens hat sie fast ohne Unterbrechung auf dem Bette zugebracht, aber, Gott sei Dank dafür! es war nicht schweres körperliches Leiden, wodurch die alte Mutter an das Bett gefesselt wurde, sondern wohl mehr nur Altersschwäche, und diese nahm, je näher das Ende kam, derart zu, daß sie schließlich den Genuß jeglicher Nahrung gänzlich verweigerte. Dies geschah am 3. Juli, und von der Zeit an hat sie keinen Bissen Speise zu sich genommen. Selbst Wassermelone, wonach sie eines Tages Verlangen äußerte, in kleinen Schnittchen auf die Zunge gelegt, wurde nur solange geduldet, als sie kühlte und netzte, dann aber ausgelassen ohne auch nur das Mindeste davon dem Magen zugeführt zu haben. Wie oft die Schwester Wallsche sie auch fragte, ob sie vielleicht etwas essen wollte, es erfolgte immer eine abwehrende Handbwegung und ein entschiedenes Nein! zur Antwort. Die lieben Frauen im Dorfe wetteiferten im Besuchen und in Erweisung von Liebesdiensten; der Vater im Himmel wolle es ihnen vergelten!

Von auswärts kamen ebenfalls viele, um die alte Tante Rempel noch einmal zu sehen. Es machten solche Besuche der Mutter auch immer Freude, solange sie die Leute noch an ihren Stimmen zu erkennen vermochte. Aber auch das hörte sich allmählich auf. Am längsten kannte sie die Stimmen des Nachbars, Aeltesten Jakob Wiens und des Predigers Johann Wall, welche beide abwechselnd sehr oft hinüber kamen und ihr Trostesworte sagten. Und diesen Worten schien sie mit großer Begierde zu lauschen. Auch am Gesang hatte sie ihre Freude, und es sind denn auch verschiedene liebe Freunde da gewesen, um der Sterbenden mit der ihnen verliehenen Gesangesgabe zu dienen. Aber kein Gesang hat ihr, unserm Dafürhalten nach, mehr Freude bereitet als der des Aeltesten Johann Friesen von der Reinländer Gemeinde in Manitoba; denn auch dieser stattete ihr einen Besuch ab, weil er in Saskatchewan weilte.

Von dem Augenblick unserer Ankunft in dem Hause der Geschwister Isaak Wallen an fanden wir es meistens unmöglich, Mütterchens Worte zu verstehen. Hätte nicht Schwester Wall erklären können was gemeint war, wir würden selten etwas verstanden haben. Und sie redete im wachen Zustande sehr viel, wo wir dann ratlos dabeistanden und immer wieder die vielbeschäftigte Schwester herbeirufen mußten, damit sie uns aushelfe.

Daß sie nicht immer bei klarem Bewußtsein war, erhellte aus ihren wiederholten Fragen nach längst Verstorbenen. Einmal war's ihre vor mehr als 60 Jahren heimgegangene Mutter, nach deren Aussehen, Anzug im Sarge und Grab sie fragte und Tränen darüber weinte, daß sie nun vater- und mutterlos sei. Ein andermal war's unser vor über 18 Jahre verstorbener Vater, ihr zweiter Ehemann, über welchen sie die gleiche Auskunft verlangte wie die über ihre Mutter.

Fast unmerklich nahmen ihre Kräfte von Tag zu Tage ab bis am Dienstag (30. Juli) selbst Aeltester J. Wiens nicht mehr von ihr erkannt wurde und Schwester Isaak Wall sie nicht mehr verstehen konnte. Dieses war die schwerste Last, die wir am Sterbebett der Mutter tragen mußten: sie lebend, atmend vor uns zu sehen und, wenn sie dann Anstrengungen machte zu sprechen, sie nicht verstehen zu können; wie ohnmächtig fühlt sich ein armes Menschenkind in solchen Lagen! Als es an diesem Tag abends auf Mitternacht ging und die letzten Besucher, Aelt. J. Wiens und zwei Frauen, sich nachhause begeben hatten, setzte ich mich ans Bett der Sterbenden hin, während die andern zu ihren Ruhelagern geschickt wurden.

Eines fiel mir auf: So ruhig, so gerade ausgestreckt, beide Hände vor sich auf die Decke gelegt, den Kopf ein klein wenig auf die rechte Seite geneigt übrigens fest auf dem Rücken liegend und dabei so regelmäßig atmend wie ein gesundes, süß schlummerndes Kind in seiner Wiege (nur etwas stärker), solches hatte ich noch nicht nicht von ihr gesehen seit wir hingekommen waren.

So saß ich denn ganz allein an dem Bette der lebensmüden Pilgerin und doch nicht alleine; ich verspürte die Nähe des Herrn über Leben und Tod und zu ihm seufzte ich und flehte um ein sanftes und seliges Ende für das liebe Mütterlein, wie ich's schon unzählige Male getan hatte. Stunde um Stunde verging. Die Uhr schlug vier und sie schlug fünf. Keine Veränderung; keine Bewegung eines einzigen Gliedes. Schwager Wall stand auf. Er wolle nach Mutter sehen, meinte er, ich aber möge mich ein wenig niederlegen. Ich tat's. Schwester Wall war unterdessen auch aufgestanden und wie sie nach der Mutter schaut, ruft sie aus: „Der Atem steht!" Im Nu war ich da. Ja, der Atem stand. Wir standen alle Vier am Bett und schauten, warteten. Die Uhr wies auf halb sechs. Nach einigen Sekunden kamen die Atemzüge wieder, regelmäßig wie vorher. Ich zählte nicht weniger als zehn. Wieder Stillstand für einige Sekunden, dann noch ein zwei- oder dreimaliges leichtes Andeuten von Oeffnen und Schließen des Mundes, und alles war vorüber. Unsere Mutter hatte ihren Lauf vollendet.

Der Tod wird oft der König der Schrecken genannt; an diesem Sterbebett aber war keine Spur von Schrecken zu sehen, sondern nur ein ganz sanftes Hinüberschlummern aus der Zeit in die Ewigkeit.

Wir haben keine Schmerzenstränen vergossen, obschon wir unsere Mutter sehr lieb hatten; aber Freude über die von ihr so sehnsüchtig erwartete Auf[illegible]nung und inniger Dank gegen den lieben Vater im Himmel, dessen erbarmende Liebe ihr ein sanftes Abscheiden geschenkt, bewegte unsre Herzen. Gott gebe, daß wir uns droben Alle wiedersehen!

Den lieben Geschwistern wird der Platz, auf dem das Bett der Verblichenen stand, wohl sehr leer vorkommen, aber sie werden sich daran gewöhnen, denn Jedermann gönnt einem müden Pilger die Ruhe.

Sonnabend, den 3. August 1918, fand in der Kirche zu Neuanlage, von zahlreichen Teilnehmern beigewohnt, die von Aeltester Jakob Wiens geleitete Leichenfeier statt, und die sterblichen Ueberreste fanden in einem Grabe auf dem nahen Gottesacker ihre letzte Ruhestätte.

Direkte Nachkommenschaft der Verstorbenen:

1. Kinder 7, zwei Söhne und fünf Töchter; davon zwei Söhne und zwei Töchter gestorben; am Leben 3
2. Großkinder 37; davon sind elf gestorben und am Leben sind 26

3. Urgroßkinder 90; davon sind sechzehn gestorben und am Leben sind 74
4. Ururgroßkinder 1
Ueberlebende 104, vor ihr gestorben 3[illegible] zusammen 135 Seelen.

W[illegible] schließen hiermit unsern langen Berich[illegible] über die letzten Lebenstage und den Tod unsrer Mutter und möchten nur noch unsern herzlichen Dank aussprechen gegen alle die lieben Freunde, welche in unermüdlichem Liebesdrang den lieben Geschwistern Isaak Wallen beigestanden in der Verpflegung der Geliebten bis an ihr Ende, indem wir hinweisen auf das Wort des Heilandes: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr MIR getan." Matth. 25, 40.

Grüßend,

Wilhelm und Sarah Rempel.

Rost[illegible], Sask., den 21. August, 1918.

Was weißt du von ihm?

Ein Herr bemerkte einst einen kleinen, ärmlich gekleideten Knaben, der vor einem Ladenfenster stand und das Bild des Heilandes betrachtete. Er trat hinter den Knaben und fragte: „Weißt du auch, wessen Bild das ist?"

Der Knabe sah ihn an, halb verwundert und mitleidig über die anscheinende Unwissenheit des Fragestellers, und erwiderte: „Das ist der Herr Jesus." Dann erzählte er in kindlicher Einfalt, was er über das Leben des Heilandes wußte, und seine Stimme wurde ganz leise als er zuletzt sagte: „Sie kreuzigten ihn, ja, sie kreuzigten ihn."

Der Herr setzte seinen Weg weiter fort, aber der Knabe lief ihm nach und sagte: „Warten Sie, mein Herr, ich habe Ihnen das Beste noch nicht erzählt. Er ist auferstanden, mein Herr, er ist auferstanden!"

[illegible]einigte Staaten

Kansas.

I[illegible]n, Kansas, den 16. August. Werte[illegible] Editor! Ich wünsche Dir samt Deinen Mitarbeitern viel Gnade und Weisheit von oben, so zu handeln, wie es Gottes Wohlgefallen ist. Von uns kann ich zur Ehre Gottes berichten, daß wir schön gesund sind.

Sonntag, den 11. August, wurde Jakob Schierlings ihr zwei Jahre altes Söhnlein begraben (aus Inman). Den 15. August wurde Schwester Tina Ediger, geborne Wiens, aus unserer Kirche (Bethel) zur Grabesruhe getragen, bei welcher Gelegenheit folgende Brüder predigten: J. J. Pauls über Ebr. 13, 14; Aelt. Joh. Esau über Psl. 90, 2. 12; Aelt. K. Kröker über Psl. 39, 5—8; Br. D. A. Friesen, Jansen, Nebr., über Joh. 14, 1. 4. Die Verstorbene ist alt geworden etwas über 25 Jahre; im Ehestande gelebt etwas über zwei Jahre; ein Kindlein geboren, welches aber gleich tot war. Hoffentlich berichten die Verwandten näheres.

Es ist immer noch recht warm und schon wieder sehr trocken. Das Dreschen ist bald beendet, und es gibt recht schön. Weizen von sieben bis über 20 Buschel; Hafer 30. Das Corn kann auch noch eine kleine Ernte geben. Dem Herrn sei Dank für all die Segnungen!

Geschwister P. D. Edigers von Oregon sind etliche Monate unter uns gewesen, auch in Oklahoma und im westlichen Kansas, und haben manchen guten Samen ausgestreut. Sie betonen besonders die Heiligung. Wir lesen in 1. Thessalonicher sehr klar, was wir sein sollen, besonders in den Versen 22 und 23. Nicht nur die Sünde zu meiden, sondern auch den bösen Schein. Und weiter: Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch und euer Geist ganz samt Seele und Leib. — Liebe Leser, merkt! Er sagt nicht nur Seele, nein, auch Leib. Wie ist es mit dir, lieber Leser, der du in Scherz und Narrenteidingen lebst und den unreinen Gebrauch des Tabaks noch immer beibehältst, ob du Jesu Eigentum bist? Auf einer Stelle lesen wir: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, und: Ohne die Heiligung wird niemand den Herrn sehen. Wie willst du es denn machen? Wir reden oft von dem Ernst der Zeit. Aber wo wird der Sünde abgesagt? Wo scheidet sich Licht und Finsternis? Wie lange und wie sehr wird der Herr noch drücken müssen, bis er sein Ziel erreicht hat und sein Volk rein wird sein von öffentlichen Tatsünden? Wann werden wir als Gemeinden einmal anfangen, Licht und Finsternis von einander zu scheiden? Wer an der Sünde festhält, wohin gehört der? Unter die Sünder. Jesus sagt zu Petrus: Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein; und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein. O lieben Brüder! was ist schwerer, im Angesicht Gottes lösen oder binden? Ich sage: es ist gleich schwer. Lösen wir nicht alle, die wir in die Gemeinde aufnehmen, und sagen ihnen gleichsam damit: Ihr seid erlöst? oder zu denen, die wir in der Gemeinde halten, sagen wir nicht: Ihr seid gelöst? Wo das Vorerwähnte sich noch findet, wo noch Hoffahrt, Gleichstellung mit der Welt im Anlegen von köstlichen Kleidern, und manches andere mehr ist, ist da gelöst worden? Nach Gottes Wort nicht. Wer wird das einmal verantworten? Die Antwort darauf finden wir in Hesekiel 3, 18 und 1. Kor. 5, 12. 13. — Grüßend,

John J. und Susanna Pauls.

Inman, Kansas, den 20. August. Lieber Editor! Wenn es Dir recht ist, so will ich etwas für die Rundschau schreiben!

Warum ist es soweit gekommen, daß wir unsere Jünglinge der Obrigkeit geben müssen, und was ist die Ursache? Wir lesen in 1. Mose 6, 3. 5—13: „Da sprach der Herr: Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen denn sie sind Fleisch. Ich will ihnen noch Frist geben hundert und zwanzig Jahre.

Als Gott sahe, daß alle seine Güte nicht helfen mochte, sondern, daß es allezeit ärger wurde, so war er betrübt, daß er sprach: Es reuet mich, daß ich die Menschen gemacht habe.

Gott beklagte sein eigenes Werk nicht, das an sich selber gut war, sondern den Zustand, wodurch sein Werk ganz verunreinigt und verdorben war. Darum nahm er sich vor, das menschliche Geschlecht mit allem was Leben hatte zusammen zu vertilgen und allein über zu halten einen Samen, die Erde wiederum zu erfüllen, auf daß sein Vorhaben in der Schöpfung nicht sollte zunichte werden. Die Liebe Gottes war dennoch so groß zum menschlichen Geschlecht, daß er sie nicht alle wollte vertilgen oder verderben. Aber seine Gerechtigkeit forderte, daß diejenigen, welche seine göttliche Güte verschmäht hatten und sich nicht zu ihm bekehren wollten, vergehen sollten. Soweit hatte die Sünde es gebracht, d. i. daß nur acht Seelen überblieben.

In Jona im 3. Kapitel lesen wir: „Und da Jona anfing hinein zu gehen eine Tagereise in die Stadt, predigte er und sprach: Es sind noch vierzig Tage, so wird Ninive untergehen. Und da das vor den König zu Ninive kam, stand er auf von seinem Tron und legte seinen Purpur ab, und hüllete einen Sack um sich, und ließ ausschreien: Es soll weder Mensch noch Tier etwas kosten, und sollen Säcke um sich hüllen beide, Menschen und Tiere, und zu Gott rufen heftig, und ein Jeglicher bekehre sich von seinem bösen Wege (das Volk demütigte sich vor seinem Gott), und Gott möchte sich kehren und ihn reuen, und sich wenden von seinem grimmigen Zorn, daß wir nicht verderben. Da aber Gott sahe ihre Werke, daß sie sich bekehrten von ihrem bösen Wege, reuete ihn des Uebels, das er geredet hatte, ihnen zu tun, und tat's nicht.

Dann lesen wir in Jeremia 25, 7—11: Daß dies ganze Land wüste und zerstöret liegen soll. Und sollen diese Völker dem Könige zu Babel dienen siebenzig Jahre. O wie mag solchen Gefangenen zu Mute gewesen sein, die hundert und siebenzig Meilen außerhalb ihres Vaterlandes als Sklaven unter einem fremden Volke leben mußten. Alle Dinge werden anders gewesen sein als in ihrem Lande, auch die Sitten der Menschen, von denen sie beherrscht wurden. Man hat sie sauer angesehen, ihre Gesetze verachtet, ihre guten Sitten verworfen. Man hat sie verspottet und ausgelacht als Toren, die einem Gott dienten, welcher sie nicht beschirmen konnte. Können wir uns auch heute in diese Lage stellen, daß es uns heute auch so geht wie es dem Volke Israel ging? Und was hatte sie dahingebracht, war es

nicht die Sünde? Wie manchen Seufzer hat es in den Herzen der Verständigen geboren. Ihnen ist begegnet, was in den Psalmen gesagt ist, zu wissen, daß sie ihre Harfen an die Weiden sollten hängen und mit betrübtem Herzen sollten an Jerusalem denken, Psl. 137, 2. Ja, oftmals klagten sie bitterlich in ihnen selbst: Ach Jerusalem, ach, unser Heiligtum, wie bist du verwüstet! Und du heiliger Prophet Jeremia, wie hast du uns gewarnt. Aber wir haben's nicht geachtet. Geht es uns vielleicht auch so, daß wir wohl sagen könnten: Wie oft hat uns der liebe Gott gewarnt und hingewiesen nach dem Worte Gottes, wo wir so genau unsern Weg zum ewigen Leben beschrieben finden, und wir mit dem Volke Israel sagen müssen: aber wir haben's nicht geachtet? Aber alle diese Klagen halfen nichts; sie mußten sich nun schicken in die Zeit, in welcher sie waren; sie mußten sich ducken, biegen und bücken und also in ihrer Dienstbarkeit gedenken, welche schönere Zeit sie unnützlich verbracht hatten, welche sie, anstatt in ihrem Gott heilig zu leben, ihn zu lieben und ihm zu dienen, verbracht hatten mit Geizen und Jagen nach zeitlichem Gut, Hoffart und Wollust zu treiben. Sie wußten nun, wie es den armen Leuten zu Mute war, die sie selbst ohne Barmherzigkeit ausgesogen hatten (Was den Juden anhing), nun sie selbst kahl und bloß dasaßen und ihre gesammelten Schätze von den Kriegsleuten beherrscht sahen. Sie wurden mit Schmerzen gewahr, was Leids sie den Propheten Gottes angetan hatten, da sie ihrer Stimme nicht gehorchten, sondern in ihren bösen Wegen fortfuhren. Nun klagten sie und taten Buße.

Dan. 9, 2—24: Ich betete aber zu dem Herrn, meinem Gott, bekannte und sprach: Lieber Herr, du großer und schrecklicher Gott, der du Bund und Gnade hältst denen, die dich liebhaben und deine Gebote halten, wir haben gesündigt und unrecht getan, sind gottlos gewesen. Und da er, Daniel, des Volks Sünde bekannte vor Gott, dann heißt es: Denn da du anfingest zu beten, ging dieser Befehl aus, und ich komme darum, daß ich dir's anzeige, denn du bist lieb und wert. So merke nun darauf, daß du das Gesicht verstehest: Siebenzig Wochen sind bestimmt über dein Volk und über deine heilige Stadt (Siebenzig Wochen heißt doch wohl siebenzig Jahre? — Man nimmt gewöhnlich an, daß es siebzig mal sieben Jahre meint. Ed.), so wird dem Uebertreten gewehret, und die Sünde zugesiegelt, und die Missetat versöhnet, und die ewige Gerechtigkeit gebracht, und die Gesichte und Weissagung zugesiegelt, und der Allerheiligste gesalbet werden.

Also war das Volk Israel so tief gefallen, daß Gott sie in der Heiden Hände gab und sie siebzig Jahre in der Heiden Gefangenschaft leben ließ. Fürwahr, eine lange Zeit! Und dann lesen wir in Matth. 24, 38, 39, wo Jesus vom Ende der Welt redet. Es heißt:

Gleich aber, wie es zu der Zeit Noahs war, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes. Denn gleich wie sie waren in den Tagen vor der Sintflut, sie aßen, sie tranken, sie freieten und ließen sich freien bis an den Tag, da Noah zu der Arche einging, und sie achteten es nicht, bis die Sündflut kam und nahm sie alle dahin. Und dann lesen wir in Luk. 13, 34: Ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet, denn viele werden, das sage ich euch, darnach trachten, wie sie hinein kommen, und werden es nicht tun können.

Und warum werden sie es nicht tun können, wenn sie doch darnach trachten? Was mag wohl die Ursache sein? Ob wir noch wollen zu viel Ballast mitnehmen, daß wir deswegen nicht durch die enge Pforte durchdringen können? Wir lesen von den Zeiten Noahs, daß sich das kainsche Geschlecht vielmehr zierte in der Kleidung und daß die Kinder Gottes anfingen, sich mit diesem Geschlecht durch Heirat zu vermischen. Dann fingen sie auch die böse Manier und Sitten desselben im Hause an. Die Kinder veränderten die Kleidung. Die Töchter Kains praktizierten allezeit von einer Mode in die andere, daß auch mit der Zeit der Frommen Töchter die auswendige Verzierung nach der Welt Weise anfingen anzunehmen, so daß dieser Fluß je länger je mehr die Frommen überwältigte, daß sie abfielen und auch anfingen, Gold umzuhängen, ihre Kleider von einer Mode in die andere umzuändern. Man hielt Hochzeiten im Ueberfluß an köstlichen Speisen, man tanzte, man sang und sprang ohne ein einziges Bedenken. Der eine rief dem andern zu: Ei, wie schön Wetter haben wir und wie ein fruchtbares Jahr ist das. Da ward der Himmel sehr schnell schwarz von Wolken und es kam ein greuliches Gewitter, mit gefährlichen Blitzen und schwerem Schlagregen. Die finstere Nacht kam. Man hörte nichts anderes als Gewitter und sahe es blizzen.

Sind wir heute besser als sie zu Noahs Zeiten waren? Ist nicht heute gerade so ein hochmütiges und ein hoffärtiges Leben wie zu der Zeit? Wir lesen in 1. Pet. 5, 5. 6: Und halten fest an der Demut, denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. Der Dichter singt: Menschen oft in Kleidern prangen, stolzen Pfauen gleich sich bläh'n; aber wie wir sie empfangen, nicht betrachten, nicht verstehen. Kleidung zeigt die Sünde an, die in Adam wir getan. Man sollt', wenn wir sie anlegen, stets den großen Fall erwägen. Christi Purpur soll allein unser Seelen-Brautschmuck sein. Seht ihr nicht die Rache winken, die aus Gottes Worte tönt, daß mit Putz, mit Schein und Schminken, ihr des Schöpfers Weisheit höhnt und mit solcher eitlen Pracht euch bei Gott verhaßt nur macht? Sagt, was seinem Bilde gleiche, ob nicht alles zitternd weiche? Drum soll unsre Zier allein Christi Bilde ähnlich sein.

Heinrich M. Friesen.

Minnesota.

Carson, Minnesota, den 16. August. Ich fühle so, als sollte ich für die Rundschau, die so pünktlich in unser Haus einkehrt, etwas schreiben und ihr mit auf den Weg geben. Minnesota hat jetzt nicht viel Zeit übrig zum Schreiben, aber wir möchten die werte Rundschau gern in Zeit haben und pünktlich und so dachte ich, wäre es auch ganz in Ordnung, wenn wir uns Zeit nehmen und dem Blatt etwas schicken. Was du willst, daß dir die Leute tun sollen, das tue ihnen auch!—

Wir sind jetzt beschäftigt, Frucht zusammen zu fahren. Wenn es hier nicht so viel regnete, würden wir damit schon fertig sein. Die Dreschmaschinen brummen schon rundum. Heute ist Freitag und es regnet sehr. Die Ernte ist gut, doch sehr verschieden. Weizen gibt von 10 bis 30 Buschel, Hafer von 30 bis 60 Buschel vom Acre. Corn wird es viel geben, wenn es vor Schaden bewahrt bleibt. Der Preis ist auch gut an dem oben Benannten. Der Weizen hat ja überall seinen Preis. Hafer ist 55 Cent, die Gerste $1.61. Am Cornpreis wird noch gegrübbelt. Die Butter ist 43 Cent, die Eier 35 Cent.

Mit dem Dreschen ist es dieses Jahr beschwerlich, und die Drescher Herren wissen auch nicht, wie hoch sie den Preis machen sollen. Jetzt werden wohl mehrere Farmer zusammen gehen und sich kleine Dreschmaschinen kaufen. Aron C. Wienß und Friedrich Woyke haben sich schon so ein Ding gekauft. Auch Heinrich D. Peters hat sein eigenes. Es sind hier bei den Diepos schon mehrere neue ausgeladen worden.

Von Montana sind schon mehrere Leute zurück gekommen. Peter Thießen von Chinook kamen hier an mit Hab und Gut, gedenken hier wieder das Farmleben aufrecht zu erhalten. Auch die Gebrüder Heppners von Chinook sollen wohl ihr Besitztum dort verkauft haben und kommen wieder nach dem schönen Minnesota. Wer immer eine Ernte haben will, der komme hierher. Ich bin 12 Jahre hier und weiß nur von einer Mißernte. Wir haben auch eine sehr gute Regierung.

Heinrich Wieler, welcher sich die Bernhard Willems Farm gekauft hat, ist damit beschäftigt, seinen großen Stall weiter zu schleppen. Er will es nicht gemütlich haben. Der Stall ist nämlich mit dem Wohnhaus zusammen, nun kommt er aber weiter vom Haus. Claas Hiebert von Bingham Lake tut die Arbeit. Herman Peters ihr Sohn Heinrich, welcher auch zum Militärdienst eingezogen wurde, hat einen Monat Urlaub und hilft seinem Bruder Herman in der Ernte. Es sind hier beinahe keine Arbeiter zu bekommen. Nachbar Johann Gerdes hat das Unglück gehabt, daß zwei große Stück Vieh vom Blitz erschlagen wurden. Aeltester Heinrich Dicks ihr Sohn Heinrich kam mit Familie von Chinook hier an mit Peter Thießens ihrer Fordcar. Herr Dick geht aber wieder zurück nach seiner Hei-

mat. Jakob Quirings sind von ihrer Canadareise zurückgekehrt. Das Klima muß dort wohl gut sein, denn sie sehen ganz gesund aus.

Ich dachte gerade beim Schreiben an Gerhard P. Quiring, Wolf Point, Montana. Er wohnt so dicht an der County-grenze, der würde genug Stoff gesammelt haben, um etwas der Rundschau mitgeben zu können. Wir hören gerne von ihm. (Hoffentlich läßt er sich bald hören. Ed.)

Martin Wannow.

Pennsylvania.

Scottdale, den 24. August, 1918. Werte Leser! Aus Pennsylvanien ist in der Rundschau meines Wissens seit Jahren keine Korrespondenz erschienen. Also hier ist eine Korrespondenz aus der Heimat der Rundschau, und zwar über das kirchliche Föderal-Konzil.

In gewissen Kreisen scheint die Ansicht vorherrschend zu sein, daß die Mennoniten fast die einzige Gemeinschaft sind, die den Anschluß an diese Vereinigung mißbilligt. Dies muß als ein Irrtum bezeichnet werden. Nicht nur hat eine Anzahl der christlichen Denominationen Amerikas die Vereinigung mit dem Föderal-Konzil verweigert, sondern unter denen, die dem Konzil beigetreten sind macht sich heute eine zunehmende Gegnerschaft gegen dasselbe geltend, und zwar in Kreisen von bibelgläubigen Christen, die es als eine Beschwerung des Gewissens empfinden, in einer solchen Vereinigung eingeschlossen zu sein. Denn nicht nur umfaßt diese Organisation die hervorragendsten Repräsentanten der höheren Kritik und neuen Theologie in Amerika (weil dieselben eben Mitglieder der Denominationen sind, die das Konzil bilden), sondern die Leiter und Wortführer in dieser Vereinigung sind liberale Theologen, die die eigentlichen Grundwahrheiten des Christentums leugnen.

Darüber schreibt Dr. W. B. Riley, Pastor der Ersten Baptisten Gemeinde in Minneapolis und Superintendent der Northwestern Training School, in seinem Buch „The Menace of Modernism."

„Die hervorragenden Führer des kirchlichen Föderal-Konzils sind Repräsentanten der liberalen Theologie. Diese Tatsache kann von niemand in Zweifel gezogen werden, der mit den in Druck erschienenen Schriften dieser Männer bekannt ist. Es ist behauptet worden, daß auch konservative (bibelgläubige) Männer wichtige Stellen bekleiden in dieser Vereinigung, aber eine eingehende Untersuchung zeigt, daß dieselben nur untergeordnete Stellungen einnehmen, und erwählt worden sind, um die konservativen Kreise zu befriedigen und deren Austritt womöglich zu verhindern."

Die Tatsache ist beachtenswert, daß die Absicht der Führer dieser Vereinigung darauf hinausläuft, nicht nur die protestantischen Denominationen, sondern die ganze Christenheit einschließlich der Katholiken zu vereinigen, und dies selbstverständlich auf derselben Basis, nämlich nominelle Einigkeit bei aller wirklichen Verschiedenheit, eine Vereinigung, die gegen die wichtigsten Trennungspunkte die Augen schließt.

Nun, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß gläubige Protestanten mehr in gemein haben mit den Katholiken, als mit den bibel- und christusleugnenden liberalen Protestanten. Selbst ein frommer Jude, der an Gottes Wort Alten Testaments glaubt und auf das Kommen des Messias wartet, steht uns noch näher, als ein Mensch wie G. B. Foster und andere theologische Professoren, die zwar Mitglieder des christlichen Föderal-Konzils sind, aber mit unglaublicher Schamlosigkeit Gottes Wort verleugnen und die heiligsten Güter der Christenheit in den Staub treten.

Gott sei's gedankt, daß es noch Gemeinschaften gibt, die den Mut haben, gegen den herrschenden Unglauben Stellung zu nehmen und solchen Menschen die christliche Bruderhand zu verweigern; daß es noch bibelgläubige Christen gibt, die anerkennen, daß zwischen der alten und der neuen Theologie eine große Kluft befestigt ist, die nicht unberücksichtigt bleiben kann.

Gruß mit Luk. 12, 35—37.

Joh. Horsch.

Canada.

Manitoba.

Steinbach, Manitoba, den 20. August. Werte Leser der Rundschau! Wenn man die Berichte oder Briefe über die jetzige Lage in Rußland liest, die der Rundschau zur Veröffentlichung geschickt werden, oder wenn man hört darüber sprechen, wie wir auch gestern abend von einem Evangelist Wiens hören durften in unserm Bethause, so können wir nicht dankbar genug sein, daß wir noch in solchem Lande wohnen können, wo wir bis dahin von solchem allem haben können frei bleiben und nicht haben erleben müssen. Es ist nur Gnade von Gott, der uns solches alles noch zuteil werden läßt. Ja, wir sollten solches vielmehr schätzen als wir es leider tun. O wieviel Elend ist doch in dem armen Rußland, worunter auch unser Mennonitenvolk mehr oder weniger zu leiden hat! Und doch können wir die Güte und die Liebe Gottes, die er an uns wendet, nicht so erkennen wie wir sollten. Ich denke, dieses sollte uns immerhin dahin führen, daß wir anstatt mit der Welt zu gehen, immer mehr von der Welt losgerissen werden. Ja, liebe Kinder Gottes, die wir uns einst dem Herrn ergeben haben, aber nachher träge und lässig geworden und unser Versprechen ihm treu zu lieben und ihm zu leben bis an unser Ende nicht gehalten haben, wollen uns von neuem aufraffen und Buße tun und unser Leben ernster nehmen, denn bei Gott ist noch viel Vergebung.

Wie gesagt, Br. Wiens kam mit Br. Bestvater von Winnipeg mit dem Abendzuge bis Giroux und von dort holte Br. B. Jantz sie per Auto bis Steinbach. Bestvater machte eine kurze Einleitung, und dann teilte uns Br. Wiens unter Tränen von der dortigen Lage und den Zuständen in Rußland mit. Er erzählte auch, wie es sich dort in geistlicher Beziehung in letzter Zeit geändert hat. Anstatt, daß es, wie es vorher schon soweit gekommen war, daß sie außer dem Hause nicht mehr Deutsch sprechen konnten, jedenfalls auch nicht mehr in deutscher Sprache predigen, ist nicht nur dieses gestattet, sondern es ist im Lande völlige Religionsfreiheit und dazu ein großes Verlangen und Hunger nach Gottes Wort, wie es noch nie in Rußland dagewesen ist. Ich denke, ein mancher wird bewogen werden, sein Etwas beizusteuern, um Männer auszurüsten, hinüber zu gehen und dort den Hungrigen Gottes Wort und die frohe Botschaft zu bringen.

Die Farmer sind hier im Getreideschneiden, d.h. Weizen und Hafer. Gerste ist schon seit einigen Wochen geschnitten. Mit dem Weizen könnte es auch schon weiter sein, wenn nicht immer so trübes Wetter wäre. Die Farmer können es schon fast nicht abwarten. Mit dem Heu, welches noch nicht in Schobern und Scheunen ist, ist auch schlecht etwas zu machen wegen dem nassen und dunkeln Wetter. Der Ertrag des Getreides, welches vorher gut anließ, wird wie es sich herausstellt, auf Stellen auch wohl nicht so gut ausfallen wo mehr oder weniger Rost gefallen ist. Der späte und grüne Weizen und auch der Hafer sollen davon ziemlich gelitten haben. Ja, so ist es, wenn wir auch vom Frost verschont geblieben sind, so ist dieses wieder für uns gekommen.

Grüßend,

Heinrich Rempel.

Ein Privatbrief aus Moskau.

(Aus Eureka Rundschau.)

Moskau, Anfang April 1918.

Lieber Freund!

Du denkst wohl, daß wir von der Erde verschwunden sind — untergegangen in der Revolution? Wir leben noch gewissermaßen — wir zappeln noch, wie die aufs Eis geworfenen Fische vor ihrem Ende.

Wir haben jetzt so gut wie garnichts mehr. Brot erhalten wir pro Person nur ein Viertel Pfund täglich und zwar ein solches, daß es uns zwischen den Zähnen knirscht. Fleisch haben wir seit Wochen nicht einmal mehr gesehen, und noch viel weniger gegessen. Wie es nun weiter gehen soll, ist wohl dem lieben Gott bekannt! Unter den gegenwärtigen Verhältnissen wirst Du wohl keine Lust haben, zu uns zu kommen, sondern wir viel lieber zu euch — denn hier müssen wir verhungern. Es war hier schon kaum zum

Fortsetzung auf Seite 9.

Editorielles.

— Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele löse? Matth. 16, 26.

— Von Rockefeller, dem reichsten Manne in den Vereinigten Staaten, lesen wir: „Er besitzt Eigentum im Werte von einer Billion und zweihundert Millionen Dollars. Seine Einnahmen sollen jährlich sechshundert Millionen betragen. Wenn 500,000 Farmer je $1,200 einnehmen, so ist das so viel als Rockefeller allein einnimmt. — Weiter braucht man nicht zu rechnen; aber nachdenken sollte man."—

— Unser täglich Brot gib uns heute. Und vergib uns unsre Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel." So lehrte der Herr seine Jünger beten, und wir wollen uns auch daran genügen lassen, dieses für unser leibliches Bedürfnis zu erflehen, und uns nicht des Reichtums gelüsten lassen, der sicherlich mehr Versuchung mit sich bringt, als wir ausgesetzt sind ohne den Reichtum der Welt.

— Im „Christlichen Bundesbote" wird der Vorschlag gemacht, daß jeder der 300 Automobilbesitzer der Gemeinde einen bestimmten Beitrag gebe zum Ankauf eines „Ford" für die Missionare in Indien, wo solch ein Fuhrwerk ein dringendes Bedürfnis ist. Wir hören oft die Benutzung von Automobile verurteilen als etwas für Christen Ungeziemendes. In vielen Fällen ist das richtig, aber nicht in allen. Unter Umständen kann solch ein Fuhrwerk großen Nutzen und sogar viel Segen bringen. Wenn nun jeder, dessen Automobil nicht die Gelegenheit hat, Segen zu bringen, zu Gunsten der Mission auf dessen Besitz verzichtete, und jene, die Gewissensbedenken halber sich noch keins angeschafft haben, ihre dabei gemachten Ersparnisse demselben Zweck zukommen lassen würden, dann wäre dem Mangel der Missionare, nicht allein in Indien, sondern auf allen Missionsstationen bald abgeholfen.

— Es hat immer und zu allen Zeiten solche Leute gegeben, die sich für frömmer hielten als ihre Mitmenschen und darum diese verachteten; aber auch immer sind solche gewesen, die wirklich fromm waren, und diese verachteten nicht die andern, sondern achteten auf sich selbst.

— Es nützt uns und andern wenig, wenn wir immer wieder behaupten, wir glauben die ganze Bibel sei Gottes Wort und zwar jedes Wort derselben sei durch den heiligen Geist eingegeben und in seinem Auftrage geschrieben, dabei aber nur jenen Teilen derselben einen Einfluß auf unser Leben lassen, die uns und unsern Plänen am besten entsprechen. Wir ereifern uns oft über solche, die an der Bibel dies und das auszusetzen haben und Teile derselben wegzustreichen wünschen, aber manches Leben beweist, daß der Glaube an den göttlichen Ursprung jedes Teiles der Schrift ein fleischlicher, und der Kampf für das Wort Gottes fleischlich geführt wird.

— Oft wird die Frage aufgeworfen, wie es kommt, daß unter den heutigen Christen die Gabe, Wunder zu tun, nicht mehr zu finden ist, da doch der Herr Jesus verheißen hat, daß solche Zeichen denen folgen sollen, die da glauben. Darauf werden die verschiedensten Antworten gegeben. Manche sagen, es fehle den heutigen Christen am Glauben; sie glauben wohl, daß der Herr sie erlöst hat, und vertrauen ihm soweit es ihr persönliches Heil betrifft, aber zu glauben, daß er durch sie Krankenheilungen vollbringen werde, das scheint ihnen zu gewagt. Andere sagen, die Verheißung dieser Wunderkräfte beziehe sich nur auf den ersten Anfang der christlichen Zeit. Die Wunder seien nötig gewesen, um zu beweisen, daß Christus Gottes Sohn und seine Lehre der Wille des himmlischen Vaters sei. Später hätten dieselben keinen Zweck mehr, und die Menschheit müsse jetzt der Predigt des Worts ohne Bestätigung durch Wundertaten glauben. Dann gibt es aber solche, die da behaupten, daß kein Grund für die Annahme vorhanden sei, daß Gott die Gabe, Wunder zu tun, zurückgezogen habe, sondern daß es sein Wille sei, daß diese Gabe heute geübt werde wie zur Zeit der Apostel. Ja, sie behaupten, daß sie geübt wird von den wahren Jüngern Jesu zu dieser Zeit. Jede dieser Ansichten wird von den Vertretern der übrigen Ansichten bestritten, und es scheint, daß sich die Richtigkeit keiner beweisen lassen kann außer der letzten, wenn sie richtig wäre. Wenn behauptet wird, daß eine Gemeinde besteht, deren Leiter oder Glieder noch heute durch den Glauben an Jesum in der Weise Wunder tun, wie die Apostel zu jener Zeit, dann muß es möglich sein, auszufinden, ob dies Wahrheit ist oder nicht. Erinnern wir uns nur daran, daß selbst die Feinde Jesu und seiner Apostel fest davon überzeugt waren, daß die Wundertaten, von denen gerühmt wurde, daß Jesus oder seine Jünger sie vollbracht hatten, wirklich vollbracht worden waren. Es handelte sich damals gar nicht darum, zu beweisen, ob die Wunder geschehen seien oder nicht, sondern nur darum, ob man es annehmen wolle, daß dieselben durch die Kraft Gottes getan oder aber, ob man sie der Macht des Bösen zuschreiben solle. Heute ist es mit den Wundertaten, die vorgeblich getan werden, anders. In einzelnen Fällen scheint wirklich eine merkwürdige Heilung zustande gekommen zu sein, während in andern selbst die Beteiligten nicht so sehr sicher sind, daß sie besser geworden sind oder daß die Besserung, falls eine solche wirklich eintrat, der Wundermacht des Gebets, der Auflegung der Hände usw. zugeschrieben werden kann, und diese letzten Fälle sind wohl die häufigsten. Wenn dies richtig ist, dann kann von Zeichen und Wundern, wie sie von den Aposteln geschahen, heute keine Rede sein; denn die Heilungen durch die Apostel waren sofortige und vollständige, so daß alle glauben mußten, daß eine höhere Kraft dabei am Werke war, und diese den Aposteln in unbeschränktem Maße zur Verfügung stand. Bei ihnen herrschte kein Zweifel darüber, ob es Gott gefallen werde auch in diesem Falle zu tun, was sie baten, sondern im vollen Bewußtsein im Einklang mit dem empfangenen Auftrage zu stehen, gingen sie zu Werke und hatten unverkürzten Erfolg.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Steinbach, Manitoba, den 21. August: Wir haben wieder schönes Wetter und sind in vollem Weizenmähen. Es kann eine mittlere Ernte geben. Br. Jakob B. Friesen war hier bei uns zu Gast. Peter B. W. Friesen.

Rosthern, Saskatchewan, den 21. August. Die Erntemaschinen sind schon im Gange und bereits stehen tausende von Hocken, wo vor wenigen Wochen nur wogende Getreidefelder zu sehen waren. Leider haben Frost und Hagelschlag mehr oder minder Schaden angerichtet. Dank sei dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben für das, was er uns zukommen läßt! Wilhelm Rempel.

Madras, Oregon. Bitte, l. Editor, meine Rundschau fernerhin nach Whites (Wir hoffen, daß wir den Namen der Postoffice richtig gelesen haben. Wenn nicht, dann bitten wir, uns denselben noch einmal vorzuschreiben und uns zu entschuldigen. Editor.), Montana, zu schicken. Es freut mich, daß die Rundschau noch immer kommt, und ich hoffe, daß sie auch in Zukunft in deutscher Sprache weiter bestehen wird. Die hiesige Methodistenkirche hat Ordre bekommen, daß nicht mehr in deutscher Sprache gepredigt werden soll. O wenn doch jeder, der den Namen des Herrn trägt, in Wahrheit sein Jünger wäre. Die Schrift sagt aber: Sie werden nicht alle ins Reich Gottes kommen, die da Herr, Herr sagen. Laßt uns wachen und beten, daß wir nicht zu denen gehören! Hier ist eine mittelmäßige Ernte. Die Hasen haben dieses Jahr viel genommen. Es war eine Zeitlang trocken. Ich lasse hiermit alle Freunde und Bekannte wissen, daß meine Adresse weiterhin sein wird: Whites, Montana. Helena Reimer.

B. P. Wedel schreibt: „Bitte unsere Rundschau und Jugendfreund anstatt nach Long Beach, nach Dinuba, California zu schicken und es in der Rundschau anzumerken, so jemand an mich schreiben will. Bei Johann Friesen, R. 3. (Wir verstehen dies so, daß an Johann Friesen, R. 3, adressiert werden soll, und werden die Adreßveränderung so machen, bis wir anders benachrichtigt werden. Ed.) Wir sind am Weinschneiden für Rosinen."

Fortsetzung von Seite 7.

Aushalten gewesen, aber jetzt hat hier auch noch der Bürgerkrieg begonnen. Jetzt ist es so daß der Bruder gegen den Bruder kämpft. Was ist nun besser geworden? Wie es bei uns jetzt zugeht, das spottet jeder Beschreibung.

Hier ein Befehl, da eine Verordnung—hier eine Hausdurchsuchung, da eine Verhaftung — und das geht immer so die Reihe herum und wechselt so schnell ab wie in einem Kaleidoskop. Der Tag vergeht in nervenvernichtender Spannung und die Nacht in banger Erwartung, was da kommen mag.

Man geht zur Arbeit und weiß (nicht? Ed.) was einen dort erwartet: Wirst du wohl für deine Mühe ein Stückchen Brot erhalten oder nicht? Werkstätten und Fabriken stellen fast täglich die Arbeit ein. Die Arbeitslosigkeit wächst zusehends. Verschiedene Fabriken sind von den Arbeitern selbst übernommen worden, na, — und natürlich durchgefallen. Die Bolschewiki schreiben und befehlen, man soll eine Kontrolle einführen, alles selbst in die Hand nehmen und die Beamten absetzen. Das ist sehr leicht befohlen, aber ohne Kenntnisse kommt man nicht sehr weit. Wenn du das jetzige Leben der arbeitenden Klasse sehen könntest, du würdest einen Schreck bekommen! Ueberall ein solcher Zerfall, Unzulänglichkeit, Zahlungseinstellungen — aber dafür: gestern noch Arbeiter, heute Direktor! Ganz gleich, ob du von der Sache etwas versteyst oder nicht! Und so ist es in allem und überall.

Ich lebe mit der Mutter noch immer in der alten einfachen Wohnung, und mein jetziges Tagesgehalt von 18 Rubel reicht kaum für die notwendigste tägliche Nahrung. Früher, da konnten wir mit zwei Rubel täglich leben. Die Schwester ist mit ihrem Mann und den Kindern nach Muron übersiedelt, aber dort ist es noch schlechter wie hier. Nur Dank dem, daß sie dort an der Eisenbahnstation eine Verkaufsbude für Bedarfsmittel besitzen, wird ihnen von der Regierung etwas Mehl, Grüben (? Ed.) usw. überwiesen; sie haben so wenigstens etwas zu essen, aber bei unsereinem steht stets der Hunger vor der Tür.

Wir sitzen Tag und Nacht eingeschlossen. Raub und Totschlag kommen täglich dutzendweis vor — und gar kein Schutz. Gerichte existieren schon lange nicht mehr — überhaupt nichts. Verteidige dich selbst, wie du willst und kannst —. doch wenn man eine Waffe bei dir findet, so wirst du eingesperrt, weil man keine Waffen besitzen darf.

Und der Friede! Wo bist du, du sehnsüchtig erwarteter Bolschewiki Friede? Der knirscht noch immer in den Stiefeln des Kaiser Wilhelm—keine Armee! Kein Friede. Keine Freiheit. Gar nichts. Wir haben hier nur noch Bolschewiki. Was sagt denn das amerikanische Volk von uns Russen? Was schreiben unsere Verbündeten in ihren Zeitungen über uns? Welche Meinung haben sie von uns—gewiß eine sehr—gute?! — Schreibe mir bitte, darüber; denn hier erfährt man gar nichts. Der Presse hat man einen Maulkorb angelegt—sie schweigt. Neuigkeiten haben wir hier zwar im Ueberfluß, aber nur für einen frischen gesunden Menschen; denn wir vermögen schon nicht mehr zu unterscheiden, ob es neu oder alt ist, so sehr abgestumpft sind wir geworden. Der Tag bricht an, und man betet zu Gott, daß unsere Machthaber doch endlich einmal Ordnung schaffen möchten! Aber die haben augenscheinlich gar keine Eile damit und wollen es vielleicht auch nicht; aber wenn irgend jemand die Sache in die Hände nehmen will, so wird er sofort für einen Gegenrevolutionär erklärt und in den steinernen Sack gesteckt — und da kann er dann sitzen und nachdenken.

So stehen bei uns die Sachen. Kein Brot, keine Kleidung, keine Stiefel; aber trotzdem für alles ein Kartensystem. Nun geh aber einmal und versuche nach diesem System z. B. einen Ueberzieher zu kaufen, welcher vor dem Kriege 15 Rubel kostete. Jetzt kostet er 80 bis 100 Rubel! Kannst oder willst du nicht so viel bezahlen, so laufe in deinen alten Lumpen herum. Man zahlt allerdings jetzt 18 bis 20 Rubel täglich für unsere Arbeit. Dafür pressen sie uns aber anderweitig das letzte bischen Mark aus den Knochen. Die Spekulation ist furchtbar! Stelle dir vor: eine Flasche Milch, für die man sonst drei Kopeken zahlte, kostet jetzt 1 Rubel 20 Kop. Schwarzbrot im Gewicht von 3 bis 3½ Pfd. 3 Rubel, vor dem Krieg nur 3 Kop. per Pfund. Ein Pfd. Schweinefleisch 4 Rubel 50 Kop., früher 6 bis 12 Kopeken.

Im Kleinverkauf ist fast garnichts mehr zu erhalten, obgleich die Spekulation Berge von Waren aufgehäuft hat. Die Regierung schweigt! Die Spekulanten schwindeln nach rechts und links — sie ziehen dir die Haut vom Leibe — du mußt schweigen und es dir ruhig gefallen lassen. Beklagen kann man sich bei niemand und es wäre auch unvorteilhaft und könnte einem noch schaden, da die Regierung mit sich selbst nicht einmal fertig werden kann. Uns wird nur immer befohlen, zu warten. Auf was?

Jetzt bin ich mit der Mutter ganz allein. Ich gehe zur Arbeit—sie härmt sich indessen um mich. Wir leben inmitten fremder, verbitterter und verboster Menschen. Anvertrauen darf man sich niemanden, sonst wird man gleich in Stükke gerissen werden. Alle Menschen hier sind jetzt verbittert und bösartig geworden; sie haben gar keine Aehnlichkeit mehr mit ihrem früheren Aussehen.

Die Bolschewiki-Freiheit hat uns alle zu Tieren gemacht—aus dem Bruder einen Feind. Dagegen läßt sich leider nichts machen. Hier heißt es: dulden, so lange die Kräfte aushalten, und warten, was die Zukunft bringen mag.

Dein Freund P.

Aus Unser Besucher.

Etwas über die auftretenden Erweckungen.

Es tritt manchmal in religiösen Kreisen eine fieberhafte Erregung auf, die zum Wundern Anlaß gibt. Alles ging ganz stille seinen Weg, niemand dachte an ein kirchliches Aufleben, sondern ein jeder war zufrieden, daß er unbelästigt einer Kirche oder Gemeinschaft angehören durfte. Dann aber auf einmal bricht sich eine Unruhe Bahn, als wenn in der Kirche etwas doch nicht seine Richtigkeit hat. Hauptsächlich findet das unter den Methodisten, Presbyterianern, Baptisten und der Evangelischen Gemeinschaft statt.

Ich möchte die Aufmerksamkeit der Leser auf zwei Punkte lenken, erstens: Was ist die eigentliche Ursache solcher Erweckungen? und zweitens: Was für kirchlich-geistliche Erfolge werden dadurch erzielt?

Die Heilsarmee hat in diesem am meisten geliefert. Die ganze Welt muß bekennen, ihr Hauptführer William Booth hat Erstaunliches geleistet. Mit Aufopferung seiner selbst gingen er und seine Frau zu Werke, und ihr Erfolg war ein segenbringender. Ist heute der Erfolg dieser Gemeinschaft auch noch derselbe? Ich bezweifle es sehr. Ich habe seit langer Zeit ihr Treiben und Wirken beobachtet und muß sagen: Was sie vorne gewinnen, verlieren sie hinten, d.i. junge Glieder kommen vereinzelt hinzu, aber die ältrn. d.h. die ihnen schon längere Zeit angehören, gehen abseits, gewinnen immer mehr weltlichen Einfluß, verlassen allmählich ihre Versammlungen und gehen endlich verloren. Dies findet man besonders häufig in der jetzigen Zeit. Schwere Zeiten als Krieg und Erdbeben, Hungersnot usw. bringen stets Erweckungen hervor. Da sind dann immer einige Prediger und auch manche aufrichtige Glieder, die da einsehen, daß alles schläfrig geworden ist. Von da stammt auch das Wort „Erweckung" her. Da wird dann beraten, was zu tun sei, damit die Gemeinschaft nicht ganz verfalle und der leitende Diener nicht seinen Posten verliert. Man kommt dann überein: Wir rufen einen reisenden Evangelisten her, der Leben in die Geschichte bringt.

So wurde hier vor drei Jahren eine große Erweckung zu Stande gebracht. Zuerst wurden von den Predigern Hausbesuche gemacht, nicht um zu beten und Hausandacht zu halten, sondern Unterschriften für eine Geldsammlung wurden gesammelt. Zumeist wurden die Reichen besucht, wo Hunderte gezeichnet wurden, dann ging es über zur Arbeiterklasse. Manche gaben fünf Dollar, andere einen und manche nur 50 Cents. So ging es weiter bis $3,000 zusammen waren. Als nun das nötige Geld zusammen war, gingen mehrere Prediger, die als das Baukomitee auserlesen waren, und kauften eine Unmasse Bauholz auf, bestellten Zimmerleute, die mit mehreren Arbeitern über vier Wochen an einem kolossalen Tabernakel bauten, welches ungefähr viertausend Zuhörer fassen konnte und mit Bänken, Lampen und Teppichen in den Gän-

gen versehen war. Die Geschichte soll $20,000 gekostet haben. Dann wurde in Zeitungen bekannt gemacht, daß während der Zeit von drei Monaten Erweckungsversammlungen stattfinden sollten.

Es war gerade zu der Zeit als Michigan sollte trocken gelegt werden, was dann auch geschehen ist. Ob diese Erweckungsversammlungen das bewirkt haben, glaube ich kaum; es wäre auch ohne diesen Aufzug „trocken" gewählt worden.

Dann wurde ein Evangelist mit Namen Brumlei und ein Sänger, dessen Namen mir entfallen ist, gerufen. Daß dieser den Namen Evangelist verdient, ist mir sehr wunderlich, denn er hielt das Publikum stets im Lachen. Ueber Prediger, die nicht mit ihm im Bunde waren oder die ihm keine Unterstützung gewährten, zog er gehörig her und machte sie seinen Zuhörern lächerlich. Hier nur ein Beispiel von den vielen Witzen, die in die Tausende laufen würden, wenn ich sie alle aufzählen wollte: Zu den Tabakrauchern sagte er, hätte Gott gewußt, daß sie rauchen würden, so hätte er ihnen einen Schornstein zum Kopf hinaus wachsen lassen. (Wir haben solche Behauptung auch von ernsten Predigern machen hören, die es durchaus nicht darauf abgesehen hatten, die Zuhörerschaft zum Lachen zu machen. Doch sagten diese nicht: „wenn Gott es gewußt hätte," sondern: „wenn Gott es gewollt hätte, daß sie rauchen sollten." Wir bedauern solche unüberlegten Ausdrücke jedesmal und wünschen, man hielte sich strenge an das Wort Gottes. Daß sich das Rauchen von Christen nicht geziemt, geben viele Raucher zu, daß Gott aber gebunden sein sollte, sich bei seiner Schöpfung nach unsern Heizeinrichtungen zu richten, glaubt im Ernst niemand. Editor.) Bibeltexte wurden keine gebraucht, nur gesungen wurde und die Aufforderung gemacht, das Tabakrauchen zu lassen und den geistigen Getränken zu entsagen. Von den Außerkirchlichen ging keiner voran; nur solche, die irgend einer Gemeinschaft angehörten, gingen vor und schüttelten Herrn Brumlei die Hand. Dann folgten auch andere, die einmal einer Gemeinde angehörten. Sie mußten ein Versprechen ablegen, allem zu entsagen. Auf ihr Jawort hin wurde ihnen ein Temperenzknopf angeheftet, und die Bekehrung war gemacht. So hielt es ganze drei Monate an. Zuletzt nahm Mr. Brumlei $2,500 mit sich, und das war der Schluß. Von der ganzen Sache waren $1,200 Schulden geblieben, welche durch den Verkauf des Tabernakel gedeckt werden sollten; was nicht zureichte, mußten die geschlossenen Gemeinden zusammenbringen.

Und der Erfolg? Alle die Auswärtigen sind verschwunden, und wie ich gehört habe, ist nicht eine Seele zur Gemeinschaft übergegangen. Den größten Erfolg hatte der Evangelist in der Geldtasche mit einem „leichten Leben" gemacht. Da er in feinen Hotels logierte, soll auch eine ziemliche Rechnung zu bezahlen geblieben sein. Ist dies nun etwa ein wohlgefälliges Werk? Ich glaube nicht.

Vor drei Wochen gingen Knaben hier in Midland auf der Straße und verbreiteten Rundschreiben, daß Evangelist Holyday würde zwei Wochen lang in der Stadthalle Erweckungsversammlungen halten. Bei mir wurden dreimal solche Rundschreiben in die Stube gebracht. Da es nicht weit von meiner Wohnung ist, so ging ich auch hin, wurde aber sehr enttäuscht; kein Bibeltext wurde angeführt, sondern nur hergefahren über andere Kirchen, daß die Herren Pastoren in schönen Automobils fahren, geldgierig seien und sich ein großes „Pocketbook" angeschafft hätten. Das Gelächter nahm gar kein Ende, darum ging ich nachhause, als ich das eine halbe Stunde lang angehört hatte.

Der Herr wolle uns alle bewahren vor solchen, die sich in Engelsgestalt vorstellen, sie sind Brunnen ohne Wasser, Wolken vom Winde umgetrieben, — Zeichen der letzten Zeit.

John Kaweck.

Kannst du hören?

„Sagen Sie, haben Sie schon einmal gehört, daß sich jemand nach Ihrem Befinden erkundigt hat?" „Gewiß, oft genug heißt es: Wie geht's?" „Richtig, aber wenn Sie sich nun beiderseitig Zeit lassen und Sie beginnen von Ihrem Ergehen zu berichten, finden Sie dann Ohren, welche zuhören?" „Ich will nicht sagen: Nein — aber allerdings sehr selten." „Nicht wahr, wenn Sie anfangen, von Ihrem und Ihrer Familie Befinden zu erzählen, so wird der andere unaufmerksam, beginnt ein anderes Gespräch oder noch öfter, er fängt an, von sich selber und seinem Befinden zu sprechen." „So ist es."

„Wie finden sie das?" „Nun, taktvoll gerade nicht." „Finden Sie es christlich?" „Darüber habe ich noch nicht nachgedacht." „Das Christentum fordert vor allen Dingen Liebe zu den Mitmenschen, und dazu gehört doch gewiß, daß wir uns fremde Not zu Herzen gehen lassen und empfinden." „Das ist richtig." „Wenn wir nun aber anderen unsere Not klagen wollen, und sie hören uns zerstreut an, oder sie lassen uns nicht einmal ausreden, da fehlt's doch jedenfalls an Liebe!"

Seitdem dieses Gespräch geführt wurde, habe ich mehr auf die Gelegenheit geachtet. Mein Freund hat recht: Es gibt wenig Menschen, welche einem Mitmenschen aufmerksam und teilnehmend zuhören können, wenn er ihnen seine Leiden klagt, geschweige denn, daß sie mit Wohlgefallen uns einmal ernstlich nach unserm Ergehen fragten. Die meisten fallen dem Klagenden meist in die Rede: „Ja, ich . . . mir ging's noch viel schlechter," usw. Das liebe „Ich" muß immer voran. Es ist unzweifelhaft richtig, daß wahrer christlicher Sinn sich so etwas nicht zuschulden kommen läßt.

Der Zweck dieser Zeilen ist ein zweifacher: Alle Leser zu veranlassen, darauf zu achten, ob es nicht auch in ihren Kreisen so zugeht, daß man nicht teilnehmend und aufmerksam anderer Klagen anhört; dann aber jeden bitten, sich selbst zu prüfen, ob er nicht bloß mit höflicher Aufmerksamkeit, sondern auch mit christlicher Teilnahme zuhören kann. — Friedensbote.

Der Vater weiß!

„Hm, wie schade!" sagte ich eines Morgens zu mir selbst, als ich sinnend einen verwaisten, einzelnen Stiefel betrachtete. Er war mir gestern von einer Dame zur beliebigen Verwendung geschenkt worden. „Wie schade, daß es nicht zwei sind! Und im Geiste hielt ich den fehlenden Linken daneben. Ein stattliches Paar! Dann hätte ich doch Vater Kunze eine Weihnachtsfreude damit machen können!

Aber nun war's bloß einer, denn sein verstorbener Besitzer hatte nur ein gebrauchsfähiges gesundes Bein gehabt. „Was machst du mit dem einsamen Stiefel?" überlegte ich weiter. In Gedanken schaute ich mich unter meinen für derartige Fälle etwa in Betracht kommenden laufenden „Stiefel-Abonnenten" um, aber die waren alle in dem glücklichen Besitz von zwei gesunden Beinen, das war also nichts!

Wir schauten einander ratlos an — der Stiefel und ich. Ihn zerschneiden? Nein, dazu war er zu schade, denn er war fast neu, nach Maß gearbeitet und hatte allein zwanzig Mark gekostet. Jetzt fiel mir unser alter Vater Willig ein; der verstand sich ein wenig aufs Schustern; ich hatte ihn schon so manchmal bei seinem „Schusterfeierstündchen" getroffen, wie er es selbst nannte. Der verstand sich darauf, der wird Rat wissen!

Vater Willig hat den Herrenlosen zuerst gerade so nachdenklich angeschaut wie ich. Schließlich meinte er: „Ja, wenn wir nur den andern noch dazu hätten! Das wäre was Prachtvolles für unsern alten Kunze!"

Diesmal mußte ich herzhaft lachen und sagte: „Vater Willig, just dasselbe dachte ich ja vorhin auch; aber nun wollen wir doch froh sein, daß unser Vater Kunze noch seine zwei gesunden Beine hat und den einen Stiefel nicht gebrauchen kann. Behalten Sie ihn einstweilen, er wird schon noch seinen Herrn finden, und wenn nicht, dann müssen Sie ihn halt irgendwie verwenden."

Ich war nun froh, daß ich den Herrenlosen einstweilen untergebracht wußte, und ging. Nach einiger Zeit sprach ich bei Vater Willig vor, hatte aber den Stiefel beinahe vergessen.

„Wissen Sie auch, was aus dem Stiefel geworden ist?" sagte er.

„Nein, aber es interessiert mich."

„Nun, der hat schon am anderen Tage seinen Herrn gefunden. Auf unserem Hofe spielte ein Leiermann, dem steckte der Fuß aus dem Stiefel heraus, und als ich genau hinsehe, ist es gerade der

Rechte; ich probiere ihm den Stiefel an, und was meinen Sie, der saß wie nach Maß gearbeitet."

„Ja, und der andere," fiel ich ein, „sah das nicht sehr komisch aus, ein neuer Stiefel neben einem zerrissenen?"

„I, das ist ja eben das Wunderbare, er hatte bloß ein Bein!"

Wir schauten uns still eine Weile an, dann sagte ich tiefbewegt: „Vater Willig, also sind auch Eure Haare auf dem Haupte alle gezählt! Euer Vater weiß, daß ihr des alles bedürft. Alle Eure Sorgen werfet auf ihn!"

Geistlich Schlafende.

Jonas aber war hinunter in das Schiff gestiegen, lag und schlief. Dieser bezeichnende Satz in der Biographie des Jonas paßt heute noch auf etliche Leutlein. Um uns her sind die Zeichen der Verweltlichung der Christen und die wachsende Bosheit der Welt deutlich wahrnehmbar. Deutlicher sind Gottes Rufe und Fingerzeige an die Seinen, zu erwachen von dem Schlaf und sich von dem Bequemlichkeitssofa zu erheben. Man reckt sich und meint gähnend, so schlimm sieht's bei uns nicht aus. Meine Mitarbeit an der Lösung dieser Fragen ist nicht von Belang. Die Vogel Strauß-Taktik kommt dann in Anwendung. Man verschließt den Tatsachen gegenüber die Augen. Wie Jonas auf seiner Flucht vor dem göttlichen Befehl und Auftrag, läßt man andere arbeiten und kämpfen und legt sich aufs Ohr und schläft, ist mit einem Wort untätig. Ist schon der Langschläfer im Berufsleben eine jämmerliche Gestalt, wie viel mehr ist Br. Hintenan im Reiche Christi ein Hindernis. Wenn sie nur wie dermaleinst Jonas gestehen wollten, daß sie Pflichten versäumt haben, und sich aufraffen zur neuen Tätigkeit. Allerdings gehört dazu Aufrichtigkeit und moralischer Mut, denn Jonas war schließlich bereit, sich selbst zu opfern. In der Dunkelkammer jenes Riesenfisches scheint ihm das Gedächtnis und Gewissen geschärft worden zu sein. Sein Predigttext bekam dort die nötige Weihe. Erwarten kann man nicht von diesen Schläfern, daß sie bereit wären wie Jonas, ins Meer geworfen zu werden, denn sie sind im Gewissen so bleiern geworden, daß sie wie ein Stein zu Boden fallen würden.

Abgesehen von den Schäden unserer Zeit gibt es im Reiche Christi auf Erden soviel zu tun, daß alle, ob jung oder alt, sich betätigen könnten. Wenn dann eine Gemeinde zum großen Teil aus geistlich lebendigen und tatkräftigen Mitgliedern besteht, so ist ihr Einfluß und Wirken im Einklang mit dem Worte Gottes. Bedenken wir, wie umsichtig unser Meister Jesus war. Nie entging ihm eine Gelegenheit, den Willen seines Vaters zu tun und den Namen seines Vaters zu verherrlichen. Seine Speise bestand nicht im Ueberlegen des Willens Gottes, sondern in dem Tun dieses Willens. Wohl waren sein Gebetsleben und die Stunden der Einkehr dazu angetan, diesen Willen Gottes zu erkennen und sich selbst zu prüfen. Dadurch wurde er aber umso tüchtiger im Berufsleben und in der Lösung seiner Aufgaben. Liegt nicht zum Teil der Fehler darin, daß den „Schlafenden" nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt wird? Man überläßt sie ihrem Schlendrian, und hat nach etlichen Versuchen sich entschlossen, es ist nichts mit ihnen anzufangen. Andere wurden nie zur Arbeit angeleitet. Man nahm es von Anfang an, als sie in die Gemeinde eintraten, für abgemacht, für sie gäbe es nichts zu tun. Einmal in die Gemeinde aufgenommen, ob jung oder alt, sollte ihnen ein Platz, ein Arbeitsfeld angewiesen werden. Sind solche Gelegenheiten nicht da, so muß man Gott bitten, solche zu schaffen und Türen zu öffnen.

Wie manche Kraft und Gabe liegt brach am Wege. Diese gesammelt und dem Meister und seinem Willen untertan, würden Wunder wirken, in und außer der Gemeinde. Dazu gehört eine Erziehung, ein wachsames Auge, ein betendes Herz, von seiten der Männer und Frauen in der Gemeinde, die an der Arbeit sind. Es bedarf der großen Gnade und Weisheit von Gott, daß durch die Person des Predigers in Wort und Tat ein Beispiel statuiert wird. Nach seiner Anleitung richten sich die anderen. Wo viele Schlafende sind, ist's ein Zeichen ungesunder Atmosphäre. Die Luft einer gesunden Lehre, der Geist des Missionseifers und die Macht des Heiligen Geistes muß da den Krankheitsstoff ausfegen. Bei allem Drängen nach Bekehrung wird oftmals die Entwickelung der Neubekehrten versäumt. Schließlich treten Zustände ein, die unheilvoll sind. Zu Jüngern machen, war ein Teil des Reichsbefehls Christi, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe, der wichtigere Teil. Die Illustrationen zu diesem Lehrunterricht finden wir in dem Wandel und den Taten des Meisters. Wir fanden wohl einst den Herrn im Leben wie einst Jonas auf einem Schiffe schlafend, nicht aber als Flüchtling und Drückeberger, der den Verantwortungen und der Arbeit seines Auftrags aus dem Wege gehen wollte.

Ausgew.

Das Warten auf den Helfer.

Die bestimmte Weissagung war dem Volk Israel gegeben: Siehe, dein König kommt zu dir. Aber in den verschiedensten Völkern der Erde, bei Kulturvölkern und Naturvölkern, regte sich das Hoffen und Warten auf einen Helfer und Retter.

Bei den alten Aegyptern war die Ueberlieferung: Der oberste Gott Amon habe seinem Volk vorausgesagt, nach einer bestimmten Zeit werde sein Sohn Osiris auf die Welt kommen und das väterliche Reich wieder herstellen. — Der große Weltweise Plato, gestorben 347 vor Christo, schreibt: „Wir wollen auf einen warten, sei es ein Gott oder ein gottbegeisterter Mensch, der uns unsere religiösen Pflichten lehrt und die Dunkelheit von unseren Augen nimmt." — Der römische Dichter Virgil hofft auf die goldene Zeit des ewigen Friedens, da „den gewaltigen Löwen nicht fürchten die Kinder; nicht mehr die Schlange da sein und die tückische Pflanze das Gift in sich tragen." — Im römischen Kaiserreich hoffte man auf den ersehnten Retter. Tacitus und Sueton berichten: Den Juden sei vom Schicksal die Weltherrschaft bestimmt. — Es kam vor, daß römische Soldaten in Palästina zu den Israeliten, gegen die sie kämpften, übergingen, um teil an ihren Verheißungen zu erhalten. — Die altgermanische Sage berichtet: Zurzeit der Götterdämmerung, des Weltunterganges, werde Baldur, der Gott des Lichts, eine neue Welt erstehen lassen. — Pizarro, der 1533 Peru entdeckte, wurde als der vom Osten kommende Erlöser begrüßt. Und viele, viele andere Einzelheiten ließen sich anfügen, alle zum Beweis des Wartens in den Völkern auf den Helfer.

Männlichkeit.

Es gibt unzählige in unseren Tagen, welche so feige sind, daß sie auch bei den heiligsten Angelegenheiten nicht der Stimme Gottes in ihrer Brust, sondern der Stimme der öffentlichen Meinung gehorchen. Sie haben noch Liebe zu ihrer Gemeinde, aber nicht den Mut, sich dazu zu bekennen; sie haben noch Glauben an Gott, aber sie getrauen sich nicht, von ihm zu reden oder frei zu ihm zu beten. Das ist Sklaverei, schlimmer als die in Ketten und Eisen; das ist Geistesknechtschaft, des Menschen und des Christen durchaus unwürdig. In manchen Dingen ist unsere Welt groß, wir wollen sie nicht verkleinern; aber die Furcht vor Menschen und ihrem Einfluß, vor Parteien und ihrer Macht ist so groß, daß die Feigheit unter uns gerade Herrin geworden ist. Und die offene Lüge verdirbt und vergiftet alles. Es wird so oft gefragt, wie die Mächte des Verderbens in unseren Tagen zu bekämpfen seien. Man versucht ja auch, die Bedrängten zu unterstützen und die Geknechteten zu befreien; für Kranke wird gesorgt, für Arme tritt man ein. Wer aber führt den Kampf gegen die Sklaverei des Bösen, die in der Gegenwart Schwache und Starke unterwirft? Nur der lebendige Glaube hat den Mut, gegen einen solchen Feind anzugehen. Im letzten Grund zerfällt die Menschheit in zwei Klassen, in solche, die Gott mehr als die Menschen fürchten, und in solche, die die Menschen mehr als Gott fürchten.

Booker T. Washington.

In Tuskegee, Alabama, ist am 14. November 1915 in Booker T. Washington ein Mann gestorben, dessen Leben und Wirken für die Kulturentwickelung dieses Landes von größter Bedeutung gewesen ist. Er wurde in der Sklaverei geboren und wußte nie den genauen Tag seiner Geburt, nicht einmal, ob derselbe

in das Jahr 1858 oder 1859 falle. Er erblickte das Licht dieser Welt auf einer Plantage in der Nähe von Hales Ford in Franklin County, Va. Betreffs seiner Abstammung väterlicherseits wußte er nichts Gewisses. Seine Mutter gab ihm den Namen Booker. Später nahm er selbst noch den Namen Washington an. Das T. in seinem Namen stand für Taliaferro und wurde dem Namen noch beigefügt auf grund von Information, die ihm betreffs seiner Eltern gegeben wurde.

Nach der Befreiung der Sklaven zog Washington mit seiner Mutter nach West Virginia. Hier ging der Knabe in einer Salzsiederei in die Arbeit, und später findet man ihn unter den Grubenarbeitern. Er erfuhr, daß in Hampton, Va., eine Schule für Neger bestehe, das Hampton Institute. Dorthin zu kommen, war jetzt sein Ziel. Noch ehe er sich viel erspart hatte, machte er sich auf den Weg. Den größten Teil der Strecke legte er zu Fuß zurück und kam endlich, zerlumpt und ausgehungert, in General Armstrongs Negerschule an, mit nur 50 Cents in seinem Besitz. Die Lehrerin, bei der er sich anmeldete, schaute ihn gar fraglich an und gab ihm als Aufnahmprüfung die Arbeit, ein gewisses Zimmer auszufegen. Wie er später erzählte, hat er dieses viermal ausgefegt und dann sechsmal abgestaubt. Er wurde als Schüler aufgenommen. Nach Absolvierung des Kursus kehrte er in seine Heimat zurück und lehrte hier in einer Schule. Er bezog aber bald darauf das Weyland Seminar in Washington, D. C. Später wurde er Lehrer am Hampton Institute. In 1881 fragten die Bürger von Tuskegee, Ala., hier an um einen Lehrer für eine Industrieschule, die sie für Neger zu gründen gedachten. Sie waren willig, für diesen Zweck jährlich $2000 zu geben. Booker Washington wurde für diese Stelle erwählt und fing an mit 30 Schülern, die er in einem kleinen Holzgebäude lehrte, unterstützt von einem Hilfslehrer. Heute eignet das Tuskegee Institut 3500 Acker Land in Alabama und hat beinahe 100 Gebäude, die $500,000 wert sind. Die Harvard Universität verlieh Washington 1896 den Ehrentitel eines Magister Artium. 1901 wurde er von Dartmouth College zum Doktor der Rechte honoris causa ernannt.

Er wird von seiner Witwe, drei Kindern und vier Enkelkindern überlebt. Sein letztes Auftreten in der Oeffentlichkeit war in der „National Conference of Congregational Churches" in New York am 25. Oktober, wo er eine Vorlesung hielt. Bei seiner letzten Reise nach New York war er bereits krank und von einem Arzt begleitet. Er war Schriftsteller und Redner über Erziehungsgegenstände. Unter den von ihm verfaßten Werken befinden sich: „Up from Slavery," im Jahre 1901 erschienen; „Future of the American Negro," 1899; „Story of my Life and Work," 1903; „Tuskegee and its People," 1905; „Life of Frederick Douglas," 1907 und andere. Er starb in seinem Heim, unweit von dem Tuskegee Institut, das er gegründet hatte und dessen Präsident er war, vier Stunden nachdem er von New York gekommen war. Sein Tod wurde durch Arterienverkalkung, wozu ein Zusammenbruch des Nervensystems kam, herbeigeführt. (Christl. Apol.)

Wunderbare Todesahnung.

Der noch heute in Sachsen durch seine Erbauungsbücher in gesegnetem Andenken stehende Dichter des Liedes „Es ist noch Raum in Jesu Wunden für mich der ich verwundet bin", Johann Christian Schlipalius, der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Pastor an der Kreuzkirche zu Dresden war, schloß seine Predigt sehr oft mit dem Gebete: „Ach nimm das arme Lob auf Erden," dem neben „Lobe dem Herrn" und „Womit Schlußverse des Liedes „O daß ich tausend Zungen hätte." Wie dies Lied neben „Lobe den Herrn" und „Womit soll ich dich wohl loben?" sein Lieblingslied war, so sprach er oft zu den Seinen: „Kinder, gewöhnet euch doch an das herrliche Lob Gottes, das wird ja in der Ewigkeit einmal unsere vornehmste und liebste Beschäftigung sein."

Ja, als im siebenjährigen Kriege bei der Belagerung von Dresden 1756 sein Wohnhaus vom Feuer zerstört wurde, sprach er: „Wir müssen Gott auch im Feuer loben; zum Seligwerden brauchen wir nicht, was er uns nimmt." Darauf stimmte er mit den Seinen und allen, die mit ihm vor den feindlichen Bomben in den Keller geflüchtet waren, auf den Knieen liegend, den Schlußvers des Liedes „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut" an, der also beginnt: „So kommet vor sein Angesicht, mit Jauchzen Dank zu bringen."

Dieser fromme Mann nun sprach am Neujahrstage 1764 zu seiner Frau, obwohl er noch ganz gesund war: „Ich trete heute in das wichtigste Jahr meines Lebens; du wirst es sehen, ich sterbe in diesem Jahr." Als diese darob in heftiges Weinen ausbrach, suchte er sie mit den Worten zu trösten: „Ich will dir zur Beruhigung einen Vers zeigen, damit du weißt, was ich nach meinem seligen Tode genießen werde." Darauf las er ihr aus dem Liede des Hofpredigers Allendorf zu Köthen „Die Seele ruht in Jesu Armen" die Strophe vor:

„Das Lamm ist nun bei seinem Hirten,
Der es mit seinem Blut erlöst.
Wie herrlich läßt es sich bewirten,
Wie süßiglich wird es getröst't.
Das Schönetun ist unermessen,
Es muß von seinem Bissen essen,
Es trinkt von seinem Becher mit.
Es liegt in seinem Schoß und Armen,
Und schmeckt ein ewiges Erbarmen
Des, der den Kreuzestod erlitt."

Täglich las er seiner Frau dies Lied vor und sprach zu ihr: „Ich eile wie ein Simeon, obschon nicht nach Jahren, doch in Frieden, von hinnen." Wie er am Neujahrstage geahnt, geschah es. Unerwartet schnell kam ihm die Todesstunde am 6. April 1764. Kurz vorher ließ er sich noch das Lied „Jesus, meine Zuversicht," dessen Schlußworte „Schickt das Herze da hinein, wo ihr ewig wünscht zu sein" er sehr oft seinen Zuhörern zugerufen hatte, vorsingen. Nachdem er noch fast das ganze Lied mitgesungen und aus dem Liede „Es ist noch eine Ruh vorhanden" die Schlußzeilen „Fort, fort, mein Geist, zum Jubilieren. Auf, gürte dich zum Triumphieren! Auf, auf, es kommt das Ruhejahr!" gebetet hatte, streckte er mit den Worten „Ach, mein Heiland reicht mir schon die Krone," beide Arme aus und verschied.

Wenn der Heiland an unser Herz klopft.

Der Heiland wandelt nicht mehr in Fleisch und Bein auf Erden, aber daß er trotzdem noch in der Welt wirkt, daß er zu den Menschen redet, an ihr Herz klopft, sie bei der Hand nimmt, ist Tatsache. Freilich, die meisten Menschen sehen und hören nur das, was sie eben sehen und hören wollen; was ihnen aber unbequem ist, dagegen schließen sie ihre Augen und halten sich die Ohren zu und sagen, daß es gar nicht da sei. Es ist in unsern Tagen sogar so weit gekommen, daß in Büchern und Versammlungen offen geschrieben und geredet wird: es hat gar keinen Jesus Christus auf der Erde gegeben. Nun es ist ja, solange die Erde steht, von den Menschen schon das Ungereimteste behauptet und geglaubt worden. Was hat man schon alles als Wahrheit ausgegeben, was bald die Zeit als armseligen Irrtum begraben hat!

Es ist Tatsache, daß unser Heiland Jesus Christus noch fort und fort an die Menschenherzen klopft. Und es ist etwas ganz Eigentümliches, wenn er das tut. Sobald er unser Herz berührt, geht ein warmer Strom vom Herzen aus durch unsre ganze Brust.

Leute, die ihr religiöses Empfinden verloren haben, halten das für eine bloße sentimentale Stimmung, für etwas Unmännliches, das sie sobald als möglich wieder von sich abschütteln; die aber ein böses Gewissen haben, halten ihre Herzenstür erst recht geschlossen und suchen das rätselhafte und unbequeme Gefühl schnellstens wieder loszuwerden.

Es ist aber keine weibische Gefühlsseligkeit, es ist die geheimnisvolle Kraft, die schon damals von Jesus ausging, als er noch auf Erden wandelte. Diese treibt den warmen Strom vom Herzen aus durch unsere ganze Brust. Wir fühlen und ahnen die Nähe eines himmlischen Geistes.

Manchmal geht der Strom auch noch weiter, kommt bis in die Augen hinauf, und dann muß man weinen. Es ist uns dabei so wohl und so weh zugleich.

Wenn über dich solche Stunden kommen, dann halte still und höre genau hin, was sie dir sagen wollen. Es sind die Stunden, wo Gott seinen Himmel auf-

schließt und dir die Hand entgegenstreckt, daß er dich emporziehe zu sich; es sind die Stunden, in denen dein Heiland dicht vor dir steht und dir winkt, ihm zu folgen. Wenn du da dein Herz verschließt, wenn dir da die Augen nicht aufgehen, so kann dir das verhängnisvoll werden für Zeit und Ewigkeit. Solche Weihestunden nahen nicht oft.

Vom Zweifel.

Einen Mann mit zwei Seelen nennt der Apostel den Zweifler, er ist der Meereswoge gleich, die vom Winde getrieben und gewebet wird. Des Meeres Woge, wer geht darauf, wer baut darauf, wer säet darauf? Nein, der Zweifel ist kein sicherer Weg, kein fester Baugrund, kein fruchtbarer Acker. Der Zweifel, der nur glauben will, was er sieht und begreift, der alles ablehnt, was über seine Vernunft geht, ist nicht fähig, große Taten zu tun, er ist zu schwach und unfruchtbar. Seht die Apostel, wie sie Meere und Länder durchqueren, um die Welt mit dem Sauerteige des Evangeliums zu erneuern, Sterbende zu trösten, Ehen zu heiligen, Sklavenketten zu zerbrechen, die kalte Erde mit Liebe zu erfüllen. Der Zweifel hat's nicht getan, der Glaube war die Kraft, die die Welt überwunden hat.

Seht die Märtyrer sich zum Scheiterhaufen schmücken, als ginge es zur fröhlichen Brautfahrt! Der Zweifel hat ihnen den Lobpreis zu Gottes Ehre nicht in den Mund gelegt, sondern der Glaube.

Seht ihr die Dome, die das Mittelalter erbaute, mit ihren Pfeilern und Türmen emporragend wie steinerne Gebete? Der Zweifler hat sie nicht erbaut.

Und seht ihr die Missionare, wie sie in Jesu Geist und Sinn hinausziehen in die Länder der Heiden, um ihre gesegnete Wirksamkeit in Nord und Süd, Ost und West, bei Aussätzigen, Kranken, Notleidenden, bei aussterbenden Völkerstämmen, bei tief gefallenen Nationen, bei vereinsamten Glaubensgenossen auszuüben? Der Zweifel hat die Glut der Liebe nicht angefacht.

Wenn auch die Qual und Zerrissenheit des Zweiflers stets ein und dieselbe ist, so kann doch die Ursache des Zweifels ganz verschieden sein. Die Obersten und Hohenpriester im Volk Israel wünschen, die Botschaft von der Auferstehung des Nazareners darf unter keinen Umständen wahr sein. Thomas mit seinen Tränen in den Augen wünscht: ach, wäre sie doch wahr! Judas Ischariot eilt in die Zweifel immer tiefer hinein, die andern Jüngern wollen aus dem Zweifel heraus. Es gibt Zweifler, die mit ihren Zweifeln spielen und prahlen, die zweifeln aus Lust am Zweifel, die die Wahrheit nicht kennen lernen wollen, weil sie die Wahrheit fürchten. Die rechten Zweifler stehen schon mit einem Fuß im Glauben drin, sie wollen vom Zweifel geheilt werden und zur Glaubensgewißheit gelangen.

O du vom Zweifel zerrissene Welt, laß dich von dieser Krankheit heilen! Denn wenn der Zweifel auch noch den letzten Glaubensrest aufgezehrt hat, wer wird dann noch Liebe üben, Werke der Barmherzigkeit tun, das Verlorne suchen, das Verirrte wiederbringen? O du zweifelsüchtige Welt, gib es doch zu, daß der Zweifel nicht glücklich macht, daß nur der Glaube hinüberträgt über alle Schwierigkeiten des Lebens und auch über die Not des Sterbens!

Witterungsanzeichen.

Schönes und heiteres Wetter tritt ein:

Wenn der Wind der Sonne folgt, das ist, wenn des Nachts Nordwind, des Morgens Ostwind weht, welches ein Sonnengangswind heißt, so bleibt es einige Tage hindurch gutes Wetter.

Wenn die Sonne des Abends klar und ohne ungewöhnliche Farbe untergeht, so ist den andern Tag gewiß gutes Wetter, vorzugsweise, wenn eine schöne kupferfarbige, oder mit Gelb untermischte Abendröte darauf folgt.

Geht die Sonne an einem regnerischen oder wolkigen Tag oder bei herrschenden Westwinden in einer hellen Luftschicht am Horizonte unter, so ist wenigstens auf 24 Stunden gutes Wetter zu erwarten.

Wenn der Mond ganz klar ist.

Wenn die Milchstraße klar und voller Sterne ist.

Wenn die Nebel des Morgens auf die Erde niederfallen und nicht in die Luft ziehen.

Wenn häufiger Tau fällt.

Wenn über Tag sich Wolken am Himmel befinden, die wie klare und glänzende Wolle aussehen, und der Himmel zwischen ihnen eine lebhafte blaue Farbe zeigt.

Wenn Abends viele kleine weiße und helle Wolken am Himmel sind.

Wenn der Küchenrauch schnell und gerade in die Höhe steigt.

Wenn die Raben auf den Bäumen sitzen und ihre Flügel und Federn ausbreiten. Wenn sie sich in Haufen versammeln, in der Luft schreiend und gleichsam spielend unter einander flattern.

Wenn die Mücken nach Sonnenuntergang spielen.

Wenn die Fledermäuse des Abends häufig herumflattern.

Wenn die Schwalben hoch fliegen.

Wenn die Bienen spät nach Hause kommen.

Wenn die Schafe noch des Abends munter herumspringen.

Wenn die Spinnen in freier Luft ein neues Gewebe machen. Wenn sie in der Nacht das alte Gewebe vergrößern. Wenn sie sehr lange Fäden ziehen.

Regen ist zu erwarten:

Wenn sich bei warmer Luft ein Wind aufmacht.

Wenn am Morgen der Nebel emporsteigt.

Wenn die Morgenröte feurig rot ist.

Wenn die Sonne bleich aufgeht oder von einem weißlichen oder farbigen Ring umgeben ist.

Wenn die Sonne (nach dem gemeinen Sprachgebrauch) Wasser zieht.

Wenn der Mond mit einem Hofe oder neblichen Kreise umgeben ist.

Wenn der Himmel mit niedern Wolken bedeckt ist, oder wenn die Wolken schnell fliegen.

Wenn sich weißliche, federnartige oder Fadenwolken am Himmel ausbreiten.

Wen alte Mauern, Marmor, Wetzstein schwitzen.

Wenn sich der Ruß in Schornsteinen und Kaminen von selbst ablöst und abfällt.

Wenn das Holz aufquillt und deswegen dann Türen, Fenster, Schränke usw. nicht mehr gut aufgehen.

Wenn bei heiterem Wetter Fische über das Wasser springen und die Regenwürmer sich häufig zeigen.

Wenn die Wasservögel sich haufenweise zusammenmachen und an's Ufer gehen, die Hausvögel, wie Tauben, Schwalben usw. hingegen das Wasser aufsuchen und mit den Flügeln in dasselbe schlagen.

Wenn die Hühner ihre Federn beständig putzen; wenn sie spät Abends noch herumlaufen.

Wenn die grünen Laubfrösche laut schreien und die Kröten aus ihren Pfützen hervorkommen.

Wenn die Spinnen ihre Arbeit liegen lassen und sich in einem Winkel verstecken.

Ein Wort Newtons.

Ich vergleiche zuweilen die Trübsale, denen wir im Laufe eines Jahres unterworfen sind, mit einem großen Bund Holz, viel zu schwer für uns, es aufzuheben. Aber Gott fordert nicht, daß wir das Ganze auf einmal tragen. Er löst gnädig das Bund auf und gibt uns erst ein Stück, das wir heute tragen sollen, und dann ein anderes, das wir morgen tragen sollen, und so fort. So würden wir leicht fortkommen, wenn wir bloß die uns für jeden Tag angewiesene Bürde nähmen; aber wir vermehren gern unsere Trübsal, indem wir das gestrige Stück heute wieder tragen und die nächste Bürde unserer Last hinzufügen, ehe wir aufgefordert werden, sie zu tragen.

Was ist das eigene Ich?

Das Ich ist der fleischliche Sinn, der „dem Gesetz Gottes nicht untertan ist; er vermag es auch nicht.“ Jesus verlangt von uns, wir sollen das Fleisch verleugnen. „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst,“ Matth. 16, 24. Das Ich überragt, wie König Saul, alle andern um Hauptеslänge. Es ist das Prinzip, das uns im natürlichen Leben regiert und das in unserem Wesen den Platz einnimmt, der Gott gebührt.

Das Karakul Schaf.

Das Karakul Schaf stammt aus Mittelasien, wo es auf vielen Stellen als heilig gehalten wird. Und das sicherlich nicht ohne Grund, denn ein Haustier, welches dem Menschen in so vieler Hinsicht nützlich und besonders allen andern Schafarten so weit überlegen ist, verdient auch, nach meiner Meinung, wenn nicht gerade heilig, so doch recht hoch gehalten zu werden. Das Karakul Schaf ist besonders wertvoll seiner teuren Lämmerfelle, seines Wollreichtums, seines ausnahmsweise wohlschmeckenden Fleisches, seines Fettes und seiner Fähigkeit halber, sich irgend einem Klima anzupassen und von irgend welchen Kräutern und Sträuchern, ja von Unkräutern zu leben und noch davon fett zu werden.

Das Karakulschaf als Pelztier. Eine Pelzmütze oder einen Pelzkragen von schwarzem „Smushka" kennt wohl jeder Russe. Er weiß auch, daß man schon vor 35 Jahren die recht feinkrolligen Fellchen mit 25 Rubel und noch mehr pro Stück bezahlte. Hierzulande nennt man die feinkrolligen „Persian Lamb", die Fellchen mit mehr offenen Krollen (Curls) „Astrachans" und solche von grauer Farbe nennt man „Krimmer." Obengenannte Felle kommen von den Karakulschafen und mußten bis jetzt importiert werden. Nach den Regierungsberichten werden jährlich 14 Millionen Dollars wert Karakulfelle in die Vereinigten Staaten gebracht. Dem Dinge ist jetzt abgeholfen. Die ersten Karakulschafe, die Dr. C. C. Young von Belen, Texas, in den letzten acht Jahren aus Mittelasien mit viel Unkosten, Mühe, ja Lebensgefahr in dieses Land gebracht hat, kamen natürlich sehr teuer; doch jetzt, nachdem man eine große Anzahl dieser wertvollen Schafe gezüchtet hat, wünscht Dr. Young und seine Kompagnie, kontrolliert von örtlichen Direktoren der First Nat. Bank of El Paso, Texas, es auch dem gewöhnlichen Farmer möglich zu machen, sich diese Schafe anzuschaffen. Wer da von den werten Lesern versucht hat, sich hier oder in Canada solch einen hübschen Lammfellpelz zu kaufen, der weiß ganz genau, wie viel solche Felle jetzt wert sind. Dr. Young, welcher gegenwärtig in Los Angeles, California ist, zeigte mir drei seiner besten Halblut Lammfelle, deren Geldwert von Autoritäten auf $25.00, $12.00 und $8.00 festgestellt wurde. Eine sehr bemerkenswerte Tatsache zur Erzeugung guter Pelze ist der Umstand, daß man von Vollblut Karakul Böcken und dem einheimischen, grobwolligen Schafe schon oft in der ersten Kreuzung die ganz besten Resultate erhält. Wer sich für diese Sache interessieren sollte, kann ja Fragen stellen, welche der Unterzeichnete gerne beantworten will. Die Verkaufsbedingungen sind so günstig gestellt, daß fast jeder sich solch einen Bock anschaffen kann. Und wenn jemand sich sollte mit solcher Schafzucht im großen beschäftigen wollen, so wäre mit Dr. Youngs Company auch ein Kontrakt zu machen, nach welchem die Company die Böcke umsonst liefert, hernach aber die Hälfte der jungen Lämmer nimmt, in welchem Falle das Züchten und Gradieren der Lämmer, soweit die Felle in Betracht kommen, unter der Aufsicht der Sachverständigen der Gesellschaft stehen wird. Also, wer das Land, resp. das Futter und die Mutterschafe hat, kann leicht die Böcke bekommen; muß dafür aber 50 Prozent der Lämmer abgeben. Jedermann weiß, wie knapp die Pelze, d.h. gute Pelze in Amerika sind, also von einer Ueberproduktion in Amerika absolut keine Rede sein kann. Wenn man noch bedenkt, daß das Schaf der Wüste fast von den Futterabfällen leben kann, sollte keine Farm ohne ein paar Dutzend solcher nützlicher Tiere sein.

Das Karakul Schaf als Wollerzeuger. Wenn das Karakullam geboren wird, ist es oft von glänzend schwarzer Farbe. Die Haare sind entweder in feinen festen Krollen oder sie sind in Wellen. Die ersteren sind die teureren, wohl nur, weil seltener. Mir persönlich sehen die welligen viel schöner als die gekrollten. Zeigt das Lamm solch ein schönes Fell, so muß es innerhalb vier Tagen geschlachtet werden. Wenn nicht geschlachtet, so öffnen sich später die Krollen; auch die schöne schwarze Farbe geht in eine graue über. Die Wolle des Karakulschafes ist grob und lang. Das einheimische Texasschaf z. B. liefert im Durchschnitt ungefähr drei Pfund Wolle im Jahr. Nach der zweiten Kreuzung mit dem Karakul Bock bringt das Texasschaf zehn bis zwölf Pfund Wolle im Jahr. Jetzt, da die Wolle ja bis zu 60 Cents und mehr kostet, wäre das schon eine schöne Einnahme. Wir wissen aber jetzt schon, daß Wolle für viele Jahre hinaus einen hohen Preis bringen wird. Wir haben kein Schaf in Amerika, das sich mit dem Karakulschaf im Ertrag der Wolle messen könnte, da manche Exemplare bis 21 Pfund Wolle liefern.

Das Karakulschaf wird sehr schwer, bis zu 250 Pfund. Lämmer wiegen nicht selten 60 Pfund, wenn sie 60 Tage alt sind. Die Armour Packing Co., und die Swift Packing Co., geben diesem Fleische das Zeugnis, daß es das wohlschmeckendste Schaffleisch in der Welt ist. Es hat nämlich nicht den schweißigen Schafgeschmack, den alles andere Schaffleisch nicht gut los werden kann. Die Fähigkeit des Karakulschafes, fett zu werden, ist fast unglaublich. Man hat in Amerika Böcke gehabt, die am Hinterleibe dicht über dem Schwanze einen Fettklumpen von 45 Pfund Gewicht aufzuweisen hatten, und eßbar ist, es ist die Butter von Asien.

Die Gegenden in Mittelasien, wo das Karakulschaf heimisch ist, haben sehr strenges Klima: im Sommer sehr heiß, durchschnittlich 124 Grad Fahrenheit, und im Winter sehr kalt. Das Karakulschaf ist ein Wüstentier, wie das Kamel, mit allen Eigentümlichkeiten der Ziege, und frißt auch irgend etwas, fast alle bekannten Sträucher und Kräuter und zur Abwechslung auch gerne altes Stroh.

Wenn die einheimischen Schafe auf der Farm eines Schafzüchters in Wisconsin im Winter froren, daß sie sich in den Ställen enge an einander drängten, gingen die Karakulschafe ganz gemütlich meilenweit ins Offene, sogar im größten Blizzard.

Die Company ist jetzt imstande, sehr gute Böcke zum Preise von $75.00 bis zu $250.00 pro Stück zu liefern. Wo es für einen Farmer zu viel ist, könnten ja auch zwei oder mehrere zusammen gehen. Bei Anwendung von einiger Sorgfalt kann ein guter Zuchtbock leicht 100 bis 125 Schafe bedienen.

Vor dem ersten September werden die zwei ersten Käufer in jedem County zu besonders billigen Preisen berechtigt sein.

Wer sich für diese Sache interessiert und mit dem Gedanken umgeht, sich einen Karakulbock anzuschaffen, wende sich an den Unterzeichneten. Wer nicht englisch schreiben kann, möge ruhig deutsch schreiben.

Achtungsvoll, **G. G. Wiens,**
163 W. 54. Str., Los Angeles, Cal.

Wo du am Worte Gottes fleißig bist, und dich im Glauben übest, so wird mit der Zeit ein Mann aus dir, der das Pflänzlein immer begießt, daß es nicht verwelke, u. der dem Teufel einen Kampf ausstehen kann. Darum läßt sich der Glaube nicht auf einmal auslernen, sondern will stets geübet sein, und das Wort will ohne Unterlaß getrieben sein, denn das Wort und der Heilige Geist ist das Wasser, damit das Pflänzlein begoßen wird.

Erzählung.

Thamar
oder
Die Zerstörung Jerusalems.

Der letzte Versuch.

Fortsetzung.

Thamar war auf einen Schemel gesunken und stöhnte immer wieder vor sich hin: „Ein Christ! O Gott, ein Christ!" Und es war, als könne sie sich von dem Entsetzen, welches diese Erklärung ihres Verlobten ihr eingejagt, gar nicht erholen. Maria aber lief, den schreienden Säugling auf den Armen umherschüttelnd, im Zimmer herum und jammerte: „O, o! wo kommen wir hin! Der Eidam eines Eleazar ein Nazarener! O Schande! Aber nimmermehr wird ein Christ der Schwiegersohn des Tempelfürsten werden. Meinst du," wandte sie sich dann plötzlich fast heftig an ihre betäubte Schwester, „meinst du, daß dieser Mann dich liebe? Ist das Liebe, daß er monatelang mit dem schwarzen Gedanken umgeht, seiner Väter Gott zu verleugnen, und sagt dir kein Wort davon? Er schlägt sich zu den ärgsten Feinden unseres Gottes, Tempels und Volkes, und fragt dich mit keiner Silbe um deine Meinung? Und nun bohrt er mit tückischer Hinterlist dir plötzlich das Schwert bis ans Heft in die Seele und dann läuft er davon? Und —nein, man sollte rasend—" „Halt ein!" rief jetzt Thamar, sich hoch aufrichtend. „Beschimpfe ihn nicht, ehe du seine Beweggründe kennst—" „Beweggründe? Was kann er für Beweggründe haben, Schmach und Spott über unser Haus zu bringen? sein Vaterland zu verraten? seinen Gott zu verleugnen?" „Halt ein!" schrie Thamar und sprang in die Höhe. „Simri wird nimmermehr ein Verräter! Simri—nein, ich will deine abscheulichen Reden nicht hören!" Damit hielt sie sich mit beiden Händen die Ohren zu und lief durch die Küche hinaus in den Garten.

Unterdessen war Simri nach der Unterstadt hinunter und heim geeilt. Es hatte ihn in den letzten Wochen schon öfter mächtig getrieben, seine Bekehrung zum Christenglauben Thamar zu gestehen, und war mitunter nahe daran gewesen, es zu tun. Allein er hatte das Bekenntnis doch nie über seine Lippen bringen können. Denn er wußte, mit welcher Innigkeit und Wärme sie am väterlichen Glauben hing und welchen Schmerz ihr seine Umwandlung bereiten werde; auch wagte er kaum zu hoffen, daß er sie je werde zum Christentum herüberziehen können, weil ihr Vater, Bruder und Schwester und ganze Umgebung zu den Eiferern um das väterliche Gesetz gehörten. Jetzt aber, da es galt, mit allen Christen dem Befehl des Heilands gemäß aus der Stadt, die dem Verderben geweiht war, zu entfliehen, war die Stunde der Entscheidung doch gekommen und er hatte den Mund übergehen lassen von dem, dessen sein Herz voll war. Er war jetzt keineswegs überrascht von der Wirkung, welche seine Worte auf Thamar ausgeübt hatten. Es tat ihm nur sehr leid, daß er sie so schnell hatte verlassen müssen, ohne ihr allerlei Fragen, die sonder Zweifel in ihrem Herzen aufstiegen, sogleich beantworten können, damit sein Tritt ihr im rechten Licht erscheine. Doch die Sohnespflicht stand ihm gemäß seiner jüdischen Erziehung höher, als die Liebe zur Braut, und so eilte er alsbald hin, seinem kranken Vater zu helfen, jedoch mit dem sehnlichen Wunsche, sobald als möglich zu Thamar zurückkehren zu können. Sein Vater, der die siebziger Jahre bereits überschritten hatte, war von einem plötzlichen Herzkrampf befallen worden, der aber eben so schnell vorüberging. Durch diesen Anfall aber war er so geschwächt worden daß er fast den nächsten ganzen Tag liegend zubringen mußte, und Simri durfte, da jeden Augenblick ein Rückfall zu befürchten war, nicht von seiner Seite weichen. Es ließ ihm jedoch keine Ruhe, bis er gegen Abend den Kranken, der sich etwas stärker fühlte, auf kurze Zeit in der Obhut seiner Mutter allein ließ und mit äußerster Eile die Straße dahinlief, um im Fluge seiner Thamar noch ein paar Worte zu sagen, bevor er die Stadt verließ. Allein er fand alle Tore in der alten Mauer, welche sich vom Turm Davids bis zur Tempelmauer am Abhang des Zion hinzog und die Oberstadt von der Unterstadt schied, schon geschlossen und so mußte er unverrichteter Dinge wieder umkehren. Tränen des Schmerzes und der Enttäuschung traten ihm in die Augen. Da nun der größte Teil ihrer Habe schon vorausgeschickt war und die letzten Glieder der christlichen Gemeinde am andern Morgen früh aus der Stadt abzogen, so blieb Simri jetzt nichts anderes mehr übrig, denn als Beschützer und Pfleger seiner schwachen Eltern, die er auf Lasttiere lud, sogleich mitzugehen, ohne erst seiner Braut nähere Auseinandersetzung gegeben zu haben. Er hoffte noch unterwegs wenn seine Eltern in der Begleitung der reisenden Glaubensgenossen wohl aufgehoben seien, zu der Geliebten, die sicherlich von einem Heer von Zweifeln, Befürchtungen und Anfechtungen hin und her geworfen werde, zurückfliegen zu können, wenn auch nur auf eine Stunde oder zwei, um ihr zu sagen, wie es ihm ums Herz sei, und ihr alles klar zu machen. Allein, da allenthalben das Volk in großer Unruhe gährte und die Landstraßen durch allerlei Gesindel und förmliche Räuberbanden, die jetzt zahlreicher und frecher als je ihr gottloses Handwerk trieben, unsicher gemacht wurden, so durfte er weder tags noch nachts wagen, die Seinigen allein ihre Straße ziehen zu lassen, bis sie endlich unter Gottes Schutz glücklich in Pella angekommen waren. Hier aber wiederholte sich in Folge der Erschöpfung von der Reise der Krankheitsanfall seines Vaters schlimmer und schlimmer und abermal war Simri gefesselt. Die Tage wurden zu Wochen, die Wochen zu Monaten, und der Greis ging sichtlich wenn auch langsam, seinem Ende entgegen. Da schrieb Simri einen langen Brief an Thamar, wiewohl er, weil aller geregelte Verkehr des Landes fast völlig zerstört war, kaum ein Fünklein Hoffnung hegte, daß seine Zeilen sie je erreichen würden. Doch es kommt auf einen Versuch an, dachte er, und schrieb, und nun fühlte er sich ein wenig beruhigter. Nach längeren Leiden starb sein Vater. Aber kaum hatte er ihn bestattet, als seine Mutter sich legte und abermal seine Geduld auf eine lange, lange Probe gestellt wurde. Weit über ein Jahr war seit der Flucht der Christen aus Jerusalem verstrichen, als er auch seiner teuren Mutter, die gleich dem Vater in Christo entschlafen war, die Augen zudrücken mußte. Er legte sie an der Seite des Vaters zur letzten Ruhe.

Mittlerweile war der berühmte Feldherr Vespasien von Kaiser Nero mit einem Heere von 60,000 Mann gegen die Juden ausgesandt worden. Derselbe drang mit seinen Legionen unter Morden und Brennen durch Galiläa vor. Eine Festung nach der andern fiel vor seinen unwiderstehlichen Kolonnen. Am längsten wurde er durch den klugen und tapferen Josephus vor der Bergfeste Jotapata aufgehalten. Doch endlich sanken auch ihre

heldenmütig verteidigten Mauern vor dem Sieger und 40,000 Juden mußten ihren Widerstand mit dem Tode büßen. Und da dieser eiserne Römer wußte, daß die Hauptstadt des Landes ihre Kräfte, womit sie den bedrängten Tochterstädten hätte zur Hilfe eilen sollen, durch innere Parteistreitigkeiten selbst verzehrte, so überließ er sie ihrer Selbstzerfleischung und suchte erst das ganze Land umher in eine Wüste zu verwandeln. Endlich aber, noch ehe er gegen Jerusalem selbst sich aufmachte wurde er, wie der gefangene Josephus ihm geweissagt, zum römischen Kaiser erkoren, und hinfort überließ er seinem Sohne Titus die Fortsetzung des jüdischen Kriegs.

In Jerusalem nahm die Ruchlosigkeit täglich zu. Die Zeloten kleideten einen unwissenden Bauer unter Spott und Gelächter als Hohenpriester ein. Dagegen trat Ananus, der älteste Hohepriester, auf und hielt eine so zündende Rede an das Volk, daß es die Zeloten angriff, sie in den Tempel trieb und umzingelte. Ananus schickte den tückischen Johannes, der vor Vespasien aus Gischala entronnen war, zu den Eiferern, mit ihnen zu unterhandeln. Dieser aber, Pläne des eigenen Ehrgeizes schmiedend, log ihnen vor, Ananus wolle die Stadt den Römern ausliefern. Daraufhin sandte Eleazar heimlich Boten aus und ließ 2000 wilde Idumäer herbeirufen, die auch bald vor Jerusalem erschienen, aber von Ananus nicht eingelassen wurden. In einer schauerlichen Nacht aber, in welcher ein unerhörtes Gewitter sich über der Stadt entlud und ein Erdbeben die Berge Jerusalems erschütterte, durchsägte Eleazar mit seinen i mTempel eingeschlossenen Zeloten die Riegel der Tempeltüren ungehört, erschlug das Volk, das Wache haltend davor lag, so daß das Blut in den Vorhöfen des Tempels floß, und öffnete den Idumäern die Tore der Stadt. Nun entstand ein grauenhaftes Blutbad, in welchem auch der edle Ananus ermordet, viele der Gemäßigten unter grausamen Martern getötet und die nackten Leichname der Hohenpriester von Hunden umhergezerrt und gefressen wurden. Selbst die Idumäer, welche nicht die Beute erhielten, die sie erwartet, wurden mit Abschen vor diesen Greueln erfüllt und zogen aus dem bluttriefenden Jerusalem wieder ab.

Fortsetzung folgt.

Neue Mennonitische Ansiedlung in Central British Columbia.

Die Aussicht ist, daß es bei Vanderhoof und Eugen, B. C., herum eine große blühende Mennonitische Ansiedlung geben wird. Es sind dort noch etliche Heimstätten zu haben, und sehr gutes Land ist dort noch für niedrige Preise, und auf sehr leichte Anzahlungen zu kaufen. Es wohnen dort schon mehrere Mennoniten, worunter auch Aelt. Heinrich Voth und seine Kinder von Bingham Lake, Minnesota, sind. Wegen volle Auskunft über Manitoba, Saskatchewan, Alberta und British Columbia, und extra niedrige Eisenbahn Raten wende man sich an **J. C. Köhn,** Canadischer Regierungs Agent, 200 Bee Building, Omaha, Nebraska.

Zum Nachdenken.

„Gib uns Augen, die da taugen,
Dich zu schauen, und auf deinen Trost
zu bauen."